

BEKENNENDE KIRCHE

Zeitschrift für den Aufbau
rechtlich eigenständiger
biblisch-reformatorischer
Gemeinden

Grußwort des Schriftleiters	S. 3
Herman Hoeksema Wortverkündigung zu Lukas 2,7: „Kein Platz für ihn“	S. 13
Jochen Klautke Jonathan – der tragische Kronprinz (Teil 2): Du bist mir sehr lieb gewesen	S. 18
Mario Tafferner Wisst ihr nicht, dass ihr Gottes Tempel seid?	S. 23
Ludwig Rühle „...denn auch wir vergeben allen, die an uns schuldig werden“	S. 29
Sacha Walicord „Seid allezeit bereit zur Verantwortung!“ Die Verteidigung des christlichen Glaubens im 21. Jahrhundert	S. 32
Joachim Schmitsdorf Leben wir wirklich in der Endzeit?	S. 37
Das empfehlen wir Ihnen zu lesen	S. 42
Jürgen-Burkhard Klautke Neues von der Akademie für Reformatorische Theologie	S. 43
Veranstaltungen in den Bekennenden Gemeinden	S. 45

Impressum

BEKENNENDE KIRCHE

Zeitschrift für den Aufbau rechtlich eigenständiger, biblisch-reformatorischer Gemeinden

Herausgeber: Verein für Reformatorische Publizistik e. V. (VRP)

Homepage: www.bekennende-kirche.de

Geschäftsstelle:

Verein für Reformatorische Publizistik e. V.

Marion Kamm, Hainstraße 117, D-35216 Biedenkopf

Telefon: 06461 758719 (aus dem Ausland: 0049 6461 758719), Fax: 03212 1001483

E-Mail: vrp-bekennende-kirche@web.de

*Für die Bereiche Zuwendungsbescheinigungen und Finanzielles sowie Bestellungen, Abbestellungen und Adressänderungen ist die **Geschäftsstelle** zuständig.*

Schriftleitung:

Dr. Jürgen-Burkhard Klautke

Dreihäuser Platz 1, D-35633 Lahnau

Telefon: 06441 96 26 11 (aus dem Ausland: 0049 6441 962611)

E-Mail: klautke@aol.com

*Bei allen inhaltlichen Anliegen wenden Sie sich bitte an die **Schriftleitung**.*

Autoren dieser Ausgabe:

Hoeksema, Herman

Klautke, Jürgen-Burkhard

Schmitsdorf, Joachim

Walicord, Sacha

Klautke, Jochen

Rühle, Ludwig

Tafferner, Mario

Die Herausgabe der Zeitschrift BEKENNENDE KIRCHE wird ausschließlich durch Spenden interessierter Leser finanziert. Um ein regelmäßiges Erscheinen zu ermöglichen, bitten wir Sie um Ihre Zuwendung auf eines der folgenden Konten:

Verein für Reformatorische Publizistik e. V.

Deutschland: Volksbank Mittelhessen eG

Konto-Nr. 637 505, BLZ 513 900 00

BIC-Code: VBMHDE5F

IBAN: DE03 5139 0000 0000 6375 05

Schweiz: Raiffeisenbank, CH-Schaffhausen

Konto-Nr.: CH36 8134 4000 0084 53269

Bankenclearing: 81344

SWIFT-Code: RAIFCH 22

Postscheckkonto der Schweizer Bank: 82/220/7

Druck: Brockhaus, Dillenburg

Grußwort des Schriftleiters

„Niemand hat Gott je gesehen. Der eingeborene Sohn, der im Schoß des Vaters ist, der hat Aufschluss über ihn gegeben.“

Johannes 1,18

Sehnsüchte und Ängste zur Weihnachtszeit

Mit diesem Wort aus dem ersten Kapitel des Evangeliums nach Johannes grüße ich Sie zur diesjährigen „Weihnachtsgabe“ der BEKENNENDEN KIRCHE.

Die Beobachtung ist nicht originell: In der breiten Öffentlichkeit gerät die wahre Bedeutung der Adventszeit und des Weihnachtsfestes immer stärker in Vergessenheit. Es mag sein, dass sich der eine oder der andere unserer Zeitgenossen noch daran erinnert, dass diese Festtage wohl ursprünglich eine Feier aus Anlass der Geburt Jesu waren. Aber ihn selbst scheint diese Wahrheit kaum noch zu betreffen. Der Kommerz übt eine wesentlich größere Macht aus. Ganz sicher werden nicht wenige unserer Mitbürger am Abend des 24. Dezember einfach nur froh sein, dass der „ganze Rummel“ vorbei ist. Ich denke hier nicht zuletzt an die Verkäufer.

Aber trotz des Verblassens des tatsächlichen Grundes für das Weihnachtsfest gibt es noch immer zahlreiche Menschen, die mit diesen Tagen besondere Erwartungen verknüpfen. Die Kinder hoffen auf Geschenke. Viele Erwachsene wünschen sich gerade für die bevorstehende Zeit im Familienkreis Frieden und Eintracht.

Nun ja, Statistiker geben zu bedenken, dass wohl in keiner Zeit des Jahres so viele Streitigkeiten wie gerade

zur Weihnachtszeit ausbrechen. Soziologen erklären das damit, dass gerade in diesen Tagen die Familien eng beieinander hocken und die Erwartungen auf Harmonie besonders hochgesteckt sind. Umgekehrt ist es auch kein Geheimnis, dass nicht wenige im Blick auf die vor ihnen liegenden Tage von Angst überfallen werden: Sie fürchten sich vor dem Alleinsein, der Einsamkeit.

Aber selbst wenn die Geschenke nicht enttäuschen und die Weihnachtstage harmonisch verlaufen, bleibt ja die Frage: Versetzt man sich mit all den aufgesetzten Erwartungen nicht selbst unter Druck oder sogar in eine Art Rauschzustand, so dass selbst dann, wenn die ersehnte Weihnachtsseligkeit eingetreten ist, im Anschluss daran die Katerstimmung geradezu unausweichlich ist?

Wenn man mit Christen über Weihnachten ins Gespräch kommt, begegnet man gelegentlich der Auffassung: Am liebsten wolle man dieses Fest gar nicht mehr feiern. Zum einen hänge das Datum mit dem germanisch-heidnischen Wintersonnenfest zusammen, zum anderen aber gebe gerade die durch den Kommerz eingetretene Verkitschung den eigenen Glauben der Lächerlichkeit



preis: Wie soll ein Christ auch reagieren, wenn an einer Supermarktkasse jemand mit offensichtlich türkisch-islamischem Migrationshintergrund ihm „frohe Weihnachten“ wünscht?

Andere geben zu bedenken: Gerade wir Christen sollten nicht auf das Feiern des Weihnachtsfestes verzichten. Immerhin verberge sich bei nicht wenigen hinter all dem weihnachtlichen Klimbim eine versteckte Sehnsucht, wenigstens einmal im Jahr aus dem Einerlei des Alltags auszusteigen und Göttliches erspüren zu wollen. Nur von daher sei es zu erklären, so argumentieren sie, dass noch immer viele unserer Zeitgenossen am 24. Dezember der mit Weihnachtsbaum und Krippe geschmückten Kirche einen Besuch abstatten. Derartige Gewohnheiten könne man als positive Anknüpfungsmöglichkeiten für die Verkündigung des Evangeliums nutzen, auch wenn man dafür das Weihnachtsblendwerk in Kauf nehmen müsse.

Niemand hat Gott je gesehen

Es ist erstaunlich, dass der Apostel Johannes in seinem Prolog, in dem er über die Menschwerdung des Sohnes Gottes spricht, eine Aussage macht, die an dieser Stelle verwundert: „*Niemand hat Gott je gesehen.*“ Warum sagt er das in diesem Zusammenhang?

Fast könnte man meinen, Johannes habe diese Feststellung getroffen, weil er geahnt habe, dass Menschen einmal Weihnachten feiern würden, um Gott oder etwas Göttliches zu erspüren oder sonstwie mit ihren Sinnen erfahren zu wollen.

Auf jeden Fall stellt dieser apostolische Satz unmissverständlich klar, dass Gott

nicht „erlebt“ werden kann. Darum werden Christen ihrer Umgebung auch niemals die Aufforderung vermitteln: Stell dich nicht so an! Du musst in dieser Jahreszeit nur einmal eine romantisch-religiöse Brille aufsetzen, und dann wird es schon werden mit den Weihnachtsempfindungen. Mach einfach mit, dann gerätst du schon in die rechte Stimmung!

Dieses Wort aus dem Anfang des Johannesevangeliums weist jedes Verlangen, Gott, oder sagen wir vorsichtiger, Göttliches, mit unseren Sinnen wahrnehmen zu können, als trügerisch zurück. Mehr noch: Aufgrund dieser Aussage werden wir unserem säkularisierten Zeitgenossen die Hand reichen können und ihm bekunden: Es gibt etwas, das uns verbindet. Keiner von uns hat je Gott gesehen, weder du noch ich. Wir stehen in diesem Punkt auf einer Stufe.

Dass niemand jemals Gott gesehen hat, ist eine Botschaft, die uns in der Heiligen Schrift immer wieder bezeugt wird. Gott sagte es einmal selbst. Als Mose darum bat, „*Herr, lass mich deine Herrlichkeit sehen*“, erwiderte Gott: „*Mein Angesicht kannst du nicht sehen, denn kein Mensch wird leben, der mich sieht!*“ Daraufhin zeigte Gott sich seinem Knecht im Vorbeigehen, sozusagen von hinten: Nachdem Mose sich in einer Felsspalte verborgen hatte, ließ Gott an ihm seine Herrlichkeit vorüberziehen und rief dabei einige seiner hochheiligen Namen aus (2Mos. 33,18-23).

Dass kein Mensch den Anblick Gottes überlebt, war im Volk Gottes allgemein bekannt. Als der Engel des Herrn den Eltern des Simson erschien, lesen wir: „*Da fürchtete sich Manoah und sagte zu seiner Frau: ,Wir müssen sicherlich*

sterben, weil wir Gott gesehen haben.“ (Ri. 13,22).

Während der Mensch der Moderne aus dem Umstand, dass Gott nicht mit Sinnen wahrzunehmen ist, ableitet, es gebe keinen Gott, er sei lediglich eine menschliche Projektion, zieht das Wort Gottes diese Folgerung nicht. Vielmehr warnt es: Wenn Gott sich uns so zeigen würde, wie er ist, wir würden auf der Stelle verglühen.

Übrigens macht der Apostel Johannes die gleiche Aussage noch einmal. In seinem ersten Brief schreibt er: „... Gott hat seinen Sohn gesandt als Sühnopfer für unsere Sünden. Geliebte, wenn Gott uns so geliebt hat, so sind auch wir es schuldig, einander zu lieben. Niemand hat Gott jemals gesehen...“ (1Joh. 4,10-12).

Auch hier steht diese Feststellung im Zusammenhang mit dem Kommen Christi. Sie weist uns auf die gigantische Kluft zwischen Gott und dem Sünder hin. Gerade dadurch aber ist sie der Einstieg, um das Kommen Christi in diese Welt überhaupt als Evangelium zu erfassen.

Der Sohn hat über Gott den Vater Aufschluss gegeben

Wenn Sie diese Ausgabe der BEKENNENDEN KIRCHE in Ihren Händen halten, ist die Adventszeit bereits angebrochen. Diesen Zeitabschnitt, der in die Weihnachtstage übergeht, werden wir nur dann recht begehen, wenn wir zunächst die Barriere nicht außer Acht lassen, die zwischen uns und Gott steht.

Faktisch werden wir die vor uns liegenden Tage sogar in einer zweifachen Unsichtbarkeit begehen. Denn seit der Himmelfahrt ist auch der Sohn Gottes für uns Menschen nicht mehr sichtbar.

Immerhin aber war Christus, als er auf der Erde war, sichtbar. Das ist der Grund, warum Johannes hier fortfährt und uns mitteilt, dass der „eingeborene“ Sohn uns den Vater „erklärt“ hat.

Übersetzungen wie „Aufschluss geben“ oder „erklären“ sind an dieser Stelle treffender als das uns aus der Lutherübersetzung vertraute „kundgetan“. Denn die Übersetzung „kundgetan“ könnte zu einem Missverständnis führen. Man könnte diesen Vers dann in folgendem Sinn deuten: Niemand hat Gott jemals gesehen. Also hat auch niemand genau gewusst, ob Gott überhaupt existiert. Aber nun ist Christus gekommen, und er hat uns die Information vermittelt („kundgetan“), dass es Gott gibt.

Um eine Art von Gottesbeweis aber geht es in diesem Vers nicht. Der Apostel will uns nicht mitteilen, dass uns durch Christus die Existenz Gottes bekanntgemacht wurde. Vielmehr teilt Johannes hier mit, dass der Sohn uns den Vater „erklärt“ hat. Christus hat Aufschluss darüber gegeben, wie Gott wirklich ist.

Für „erklären“ steht im Griechischen ein Wort, das uns möglicherweise von dem Fremdwort „Exegese“ bekannt ist. Von daher könnte man übersetzen: „Der Sohn hat den Vater ausgelegt“. Der Sohn Gottes kam in diese Welt, um in jedem Moment seines irdischen Lebens, angefangen von der Geburt in der Karawanserei zu Bethlehem, über seine Verkündigung des Reiches Gottes, seine Wunder, seine Passion, seinen Weg zum Kreuz bis hin zu seiner Auferstehung uns Gott zu erklären und uns deutlich zu machen, wie Gott ist. Der Zweck,

zu dem Christus in diese Welt kam, war, uns das Wesen Gottes des Vaters zu erschließen.

„Niemand hat je Gott gesehen.“ Aber wenn du Jesus siehst, dann siehst du den Vater. Genau das war die Botschaft des Heilands an seinen Jünger, als dieser ihn bat, ihm den Vater zu zeigen: „Philippus, so lange bin ich bei euch. Wer mich gesehen hat, der hat den Vater gesehen.“ (Joh. 14,8.9).

Halten wir fest: Der Sohn Gottes kam nicht in diese Welt, um uns alle Jahre wieder in fromme Wallungen zu versetzen, sondern damit wir wissen, wer und wie Gott der Vater ist, von dem es heißt, dass er Geist (Joh. 4,24), Licht (1Joh. 1,5) und Liebe (1Joh. 4,8.16) ist.

Heute, nach der Himmelfahrt Christi, erhalten wir Aufschluss über Gott, wenn wir von Jesus Christus in den Evangelien lesen. Durch das, was wir dort erfahren, wie Jesus auftrat, das Reich Gottes verkündigte, sich mit den Pharisäern und Schriftgelehrten auseinandersetzte und sich über Sünder und Verlorene erbarmte, erfassen wir das Wesen Gottes des Vaters.

Folglich werden wir, um in rechter Weise Weihnachten feiern zu können, sorgfältig auf das hören, was uns die Apostel in den neutestamentlichen Schriften mitgeteilt haben. Denn so sehen wir, wie der Vater ist.

Entsprechend ist es Aufgabe eines jeden Predigers des Evangeliums, in uneingeschränktem Respekt vor dem, was geschrieben steht, weiterzugeben, was Christus uns mitgeteilt hat. Einzig und allein zu diesem Zweck steht er „an Christi Statt“ auf der Kanzel.

Der eingeborene Sohn, der „im Schoß“ des Vaters ist

In unserem Vers wird der Sohn Gottes in einer zweifachen Weise charakterisiert. Beide Beschreibungen unterstreichen, wozu Christus im Fleisch gekommen ist.

Zum einen wird Jesus hier als der „*eingeborene*“ Sohn bezeichnet. Eigentlich steht hier: der *einziggeborene* oder der *einziggezeugte* Sohn. Mit diesem Wort bringt der durch den Heiligen Geist inspirierte Johannes die einmalige Beziehung zwischen dem Vater und dem Sohn zum Ausdruck. Es wird uns damit verkündet: Ausschließlich in Jesus hat Gott der Vater sich ausgedrückt. Allein durch Christus gibt es wahrhaftige Gotteserkenntnis. Denn allein er konnte in Wahrheit mit dem Anspruch auftreten: Sieh mich an, dann siehst du, wer Gott ist, dann erkennst du, wie Gott in Wahrheit ist.

Die zweite Charakterisierung des Sohnes ist in der Schlachter 2000-Übersetzung wiedergegeben mit „*der Sohn, der im Schoß des Vaters ist*“.

Ehrlich gesagt, weiß ich nicht, was sich der Leser bei diesem Ausdruck denken soll. Es ist zwar unstrittig, dass man das Wort, um das es hier geht, mit „*Schoß*“ (griechisch: *kolpos*) wiedergeben kann. Aber nicht jede vorgeblich wörtliche Übersetzung und schon gar nicht eine mechanisch durchgeführte konkordante Übersetzungsmethodik dient automatisch einem angemessenen Verstehen des Geschriebenen.

Das gleiche Wort, das hier mit „*Schoß*“ übersetzt ist, begegnet uns im Johannesevangelium noch einmal. Nach der Fußwaschung wird über „*den Jünger*,

den Jesus liebte,“ mitgeteilt, dass er „seinen Platz an der Seite Jesu nahm“ (Joh. 13,23). In anderen Bibelübersetzungen ist der Vers folgendermaßen wiedergegeben: „er saß an der Brust Jesu“ (so zum Beispiel die alte Lutherübersetzung). Für „Seite“ oder „Brust“ ist dasselbe Wort verwendet, das in Johannes 1,18 mit „Schoß“ übersetzt ist.

Um zu verstehen, was in Johannes 13 gemeint ist, müssen wir wissen, dass man in der Antike beim Essen nicht an einem Tisch saß, sondern dass man sich um einen halbhohen Tisch - wesentlich niedriger als unsere heutigen Tische - ausstreckte. Man hatte keine Stühle, sondern lag um den Tisch herum auf dem Boden, häufig auf einem Kissen, und stützte sich auf einem Arm ab.

Johannes sagt also, dass er am Tisch ganz dicht bei Jesus lag. Das Wort „Seite“ (oder: „Brust“) weist auf die räumliche Nähe hin, in der Johannes sich zu Jesus befand, und zweifellos wird damit auch die enge Vertrautheit zu seinem Herrn angegeben.

Ähnlich wie es sich bis zum heutigen Tag bei größeren Tafelrunden verhält, so war es auch damals: Während man zusammen isst, unterhält man sich mit mehreren, natürlich auch mit seinem Gegenüber. Aber in erster Linie tauscht man sich mit seinem unmittelbaren Tischnachbarn aus. Genauso wandte sich auch Jesus an jenem Abend immer wieder an alle seine Jünger. Aber sein unmittelbarer Gesprächspartner war Johannes.

Wenn wir nun nach dem Sinn des Wortes in Johannes 1,18 fragen, erkennen wir, dass hier ebenfalls die enge Be-

ziehung zwischen dem Vater und dem Sohn zum Ausdruck gebracht wird.

Noch aus einem weiteren Grund ist die Übersetzung „Schoß“ an dieser Stelle irreführend. Wenn man nämlich dolmetscht: *Der Sohn ist im Schoß des Vaters*, vermittelt diese Übersetzung das Bild von jemandem, der sich innerhalb eines Raumes oder eines Zirkels befindet, gewissermaßen in diesem Bereich eingeschlossen ist.

Aber in diesem Vers geht es gerade darum, dass jemand nicht eingeschlossen ist. Im Griechischen steht hier ein kleines Wort, das nicht den Ort angibt, also *wo* der Sohn sich befindet, sondern die Richtung benennt, *wohin* der Sohn ausgerichtet ist, *wohin* er sich orientiert (griechisch: *eis*).

Damit wird deutlich, was uns Johannes hier mitteilt: Der Sohn, der in unvorstellbar einzigartiger und enger Beziehung zum Vater lebt, der unmittelbar auf den Vater ausgerichtet ist, erschließt den Vater. Um uns zu veranschaulichen, was gemeint ist: Wenn Christus während seines Erdenlebens, in seiner Verkündigung und in seinen Taten, den Vater erklärt, dann blicken dabei seine Augen fortwährend auf den Vater, und von ihm aus blicken sie dann gleichsam hin zu uns. Die Art und Weise, in der der Sohn uns den Vater erschließt, ist somit Auslegung aus erster Hand.

Der Apostel Paulus formuliert diese Wahrheit einmal folgendermaßen: „Christus ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes“ (Kol. 1,15). Gelegentlich pflegen wir von jemandem zu sagen: Er sieht seinem Vater ähnlich oder verhält sich genau wie dieser. Unvergleichlich mehr ist das über den Sohn Gottes zu

bezeugen: Genau wie Gott der Vater! Exakt sein Ebenbild!

Aber wenn Johannes mit diesem Wort die einzigartig enge, vertraute Beziehung zwischen dem Vater und dem Sohn zum Ausdruck bringt, ist es dann nicht verwunderlich, dass Johannes, wie wir sahen, einige Kapitel später denselben Begriff für seine eigene Beziehung zu Jesus verwendet?

Vermutlich will uns der Heilige Geist damit deutlich machen, dass der Apostel Johannes nur deswegen in der Lage ist, dass Menschen durch seine Verkündigung in die Gemeinschaft mit dem Vater und dem Sohn treten (vergleiche 1Joh. 1,3), weil er selbst in engster Vertrautheit mit dem Sohn lebte und von ihm unmittelbar das Evangelium empfangen hat.

Für uns gilt in entsprechender Weise: Wenn wir wirklich von Gott dem Vater und seinem Sohn in dieser Welt Zeugnis ablegen wollen, wenn wir also im wahren Sinn des Wortes missionarisch tätig sein wollen, dann setzt das voraus, dass wir auf den dreieinigen Gott ausgerichtet sind.

Christus, der einziggeborene Sohn des Vaters, der in engster Weise auf Gott den Vater ausgerichtet ist, er war es, der kam, um uns den mit unseren Sinnen nicht wahrnehmbaren Gott zu erschließen. Genau darum geht es beim Feiern der Geburt Jesu.

Die Exklusivität der Offenbarung Gottes im Sohn

Der einziggeborene Sohn, der in vertrautester Beziehung zu Gott steht, hat über ihn Aufschluss gegeben, so lesen wir. Aber in unserer Zeit ist diese Botschaft

ein Ärgernis. Denn sie klingt exklusiv, und sie ist es auch.

In der gegenwärtigen „Missionstheologie“ wird stattdessen ein „Inklusivismus“ propagiert. Man verkündet: Die Kenntnis über Gott sei in allen Religionen verstreut. Natürlich gebe es auch bei Christen Wahrheitselemente. Aber auf keinen Fall seien sie ausschließlich bei ihnen zu finden. Es sei viel zu eng, wenn man das Wissen, wer und wie Gott ist, von Christus und seinem Kommen abhängig mache.

Bekanntlich gibt es nicht wenige, sogar unter den Evangelikalen, die die Auffassung vertreten, der Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus und der Allah des Koran seien ein und derselbe Gott, bei ihnen sei dieselbe „Metaphysik“ vorhanden.

Aber im Licht dieses Verses sind derartige Gedankengänge auszuschließen: Alle Kenntnis Gottes, ausnahmslos alle, läuft über Christus! Niemand hat Gott je gesehen, auch nicht Mohammed. Vielmehr ist seine Lehre antichristlich, genauso wie jede andere Weltanschauung oder Religion oder „Theologie“, die nicht Jesus Christus als den im Fleisch gekommenen Sohn Gottes bekennt (1Joh. 2,21-23; 4,2.3). Einzig und allein der einziggeborene Sohn, der in jedem Augenblick seines Daseins voll und ganz auf den Vater ausgerichtet war und ist, hat uns ausgelegt, wer und wie Gott der Vater ist. Das ist der Grund, warum er der einzige Weg zum Vater ist.

Aber trotzdem, so könnte man einwenden: Lassen wir einmal die anderen Religionen beiseite und fragen nach den Juden. Immerhin hat Gott sich doch diesem Volk vor der Fleischwerdung

Christi geoffenbart! Muss nicht sogar die Aussage, dass niemand Gott gesehen hat als nur der Sohn und darum nur Christus den Vater erklärt, aufgrund anderer Aussagen der Heiligen Schrift eingeschränkt werden? Wenn auch nicht in seiner vollen Göttlichkeit, aber Gott erschien doch auch dem Abraham, dem Isaak und dem Jakob. Es gab doch Männer im Alten Bund, Propheten, die bezeichnenderweise „*Seher*“ genannt wurden (1Sam. 9,9). Denken wir in diesem Zusammenhang auch an die Vision Jesajas, in der er den Saum Gottes, also etwas von dem heiligen Gott erblickte (Jes. 6,1-3). Vor allem aber werden wir uns noch einmal an den Mann erinnern müssen, über den wir bereits sprachen: Mose. Gott hatte ihm gesagt, es sei unmöglich, ihn in seiner Herrlichkeit zu sehen. Gerade aber von ihm wird doch bei einer anderen Gelegenheit gesagt, er habe Gott „*von Angesicht zu Angesicht gesehen*“ (4Mos. 12,8; vergleiche auch 2Mos. 24,10.11). Wir brauchen gar nicht so weit von unserem Vers weg zu gehen: Unmittelbar davor lesen wir, dass Gott das Gesetz durch Mose gab (Joh. 1,17).

Also was gilt nun? Wie verhält es sich mit den Juden und der Offenbarung Gottes an sie? Wird in Johannes 1,17 nicht klar gesagt, dass Gott sich auch durch diesen Mann offenbarte? Wie aber ist dann die Aussage zu verstehen, dass niemand Gott gesehen hat und es nur der einzigezeugte und in einzigartiger Weise auf ihn ausgerichtete Sohn ist, der über den Vater Aufschluss gegeben hat?

Zur Beantwortung dieser Frage erscheint es hilfreich, zunächst eine an-

dere Aussage zu bedenken, die uns von Jesus im Johannesevangelium überliefert ist. In einer Auseinandersetzung mit den Obersten der Juden erklärte Christus einmal: „*Alle die vor mir kamen, sind Diebe und Räuber, und die Schafe haben nicht auf sie gehört.*“ (Joh. 10,8). Wie meinte der Herr das? Auch bei dieser Aussage könnte man ja den Einwand erheben: Es waren doch viele vor Jesus gekommen, die man nicht als Diebe oder als Räuber bezeichnen kann und auf die die Schafe durchaus mit Freude gehört haben. Denken wir an Mose, David, Hiskia oder Josia. Hatte Jesus das übersehen, als er so rigoros sprach?

Die Antwort lautet: Nein! Es geht dem Herrn hier um etwas anderes. Seine Botschaft an die Obersten der Juden lautet: Wenn man alles auf die Goldwaage legt, wenn man strikt die Normen anlegt, die Gott an einen geistlichen Hirten stellt, dann kann man nur zu einem einzigen Ergebnis gelangen: Alle vor Jesus waren Diebe und Räuber.

Bei allen diesen Männern gab es immer wieder Situationen, in denen sie ihre Berufung zum Hirten vergaßen oder verleugneten, in denen sie sich selbst in den Vordergrund spielten, anstatt Gott zu heiligen: Mose, der auf den Felsen schlug, obwohl Gott ausdrücklich gesagt hatte, er solle zu ihm sprechen; David, der in seinem Größenwahn eine Volkszählung durchführen ließ, worauf viele aus seinem Volk umkamen, und so weiter.

Kurzum: Bei all diesen Männern wurde immer wieder offenbar, was sie im Kern waren, nämlich von Adam her Sünder. Im Vergleich zu ihnen ist Jesus Chris-

tus der einzige Hirte, der kein Räuber und Dieb am Volk Gottes ist, so dass er in Wahrheit für sich in Anspruch nehmen kann: „*Ich bin der gute Hirte.*“ (Joh. 10,11.14). Die anderen hatten vielfach noch nicht einmal vor, Hirte zu sein.

Allenfalls könnte man über sie sagen: In ihren besten Zeiten verwiesen sie in einigen Zügen ihres Verhaltens auf den kommenden, den wahrhaft guten Hirten. Genau das erklärte Mose einmal am Ende seines Dienstes: „*Es wird einmal nach mir jemand kommen, auf ihn sollt ihr hören!*“ (5Mos. 18,15).

Entsprechend verhält es sich in unserem Vers. Der Sohn ist der Einzige, in dem Gott sichtbar geworden ist und der der einzig wahre Erklärer des Vaters ist. Johannes der Täufer hat dies einmal mit folgenden Worten gesagt: „*Christus bezeugt, was er gesehen und gehört hat.*“ (Joh. 3,32).

Es ist bezeichnend, dass sich der Apostel Johannes von gegenwärtigen theologischen Strömungen vorwerfen lassen muss, sein Evangelium sei gegen das Alte Testament gerichtet und es sei antijüdisch (oder: antisemitisch). Angesichts dessen, dass heute mit gewaltigem geistigen Schwung die Judenmission (und nicht nur sie) abgelehnt wird, liegt eine solche Ansicht natürlich voll im Trend. Aber wir sollten uns von solchen Ideen nicht beeindruckt lassen.

Johannes ist keineswegs gegen das Alte Testament. Gerade in dem von ihm verfassten Evangelium überliefert er eine Aussage von Jesus, die genau das Gegenteil zum Ausdruck bringt: „*Die Schrift kann nicht gebrochen werden.*“ (Joh. 10,35). Mit „*Schrift*“ war in jener Zeit natürlich das Alte Testament gemeint.

Andererseits aber macht der Apostel Johannes mit der Botschaft ernst, dass es Jesus Christus ist, der die gesamte bisherige Offenbarung Gottes bestimmt. Der Sohn Gottes überstrahlt mit seinem Kommen alle anderen Offenbarungen in einer Weise, dass wir, geblendet von dieser Herrlichkeit, niemand anderen mehr zu sehen vermögen als ihn. Aus diesem Grund weist das Evangelium immer wieder darauf hin: Wenn du Jesus abweist, werden selbst Mose und die Propheten wertlos. Dann behältst du faktisch nichts mehr von der Heiligen Schrift übrig, auch nicht vom Alten Testament. Denn „*sie zeugt von ihm*“ (Joh. 5,39). Darum hält der Sohn Gottes den Juden vor: „*Wenn ihr Mose (wirklich) glauben würdet, so würdet ihr auch mir glauben.*“ (Joh. 5,46.47).

Um nicht missverstanden zu werden, sei es ausdrücklich hervorgehoben: Dass Johannes Mose in einem Atemzug mit Jesus nennt, ist eine große Ehre für Mose. Es ist wahrlich nicht gering einzuschätzen (Joh. 1,17). Aber der Weg zu Gott dem Vater führt nicht über Mose, sondern einzig und allein über Christus. Auf diese Exklusivität besteht Jesus, nicht zuletzt gegenüber den Juden. Angesichts der Strahlkraft des Sohnes Gottes hat wahrer Glaube nur ein einziges Fundament und nur eine einzige Ausrichtung: Christus. Christus hat den Vater in einer so unvergleichlichen und unübertrefflichen Weise erklärt, dass im Licht dieser Erschließung alles andere verblasst. Vielleicht kann man sich dies anhand des folgenden Vergleichs veranschaulichen: Im Licht der Sonne, des Sohnes Gottes, empfängt dann auch Mose, der Mond, das rechte Licht und

beginnt zu leuchten, und wir Christen sind im Licht Christi dankbar dafür, dass Gott auch bereits durch Mose und die Propheten gesprochen hat.

Warum wir Weihnachten feiern

Kommen wir nun noch einmal auf unsere eingangs gemachten Beobachtungen und Überlegungen zurück. Wir denken an den Mann auf der Straße, der bei Weihnachten nur noch den Kommerz vor Augen hat und sonst kaum etwas mit diesem Fest anfangen kann. Wir bedenken die Hoffnungen der Kinder auf Geschenke und den Wunsch der Erwachsenen, in diesen Tagen im Frieden auszuspannen, und wir vergessen nicht diejenigen, die vor den Weihnachtstagen Angst haben, möglicherweise weil ihnen gerade dann ihre Lebensenttäuschungen massiv vor Augen treten. Allen denen gilt die gleiche Botschaft: Schau weg von dir selbst! Frage nicht danach, ob dich die vor dir liegenden Tage in stimmungsvolle Wallungen bringen oder in Angst versetzen: Christus ist gekommen, und in seinem Licht verglühen alle unsere (Pseudo-)Hochstimmungen, und in ihm überwinden wir auch unsere seelischen Tiefs. Denn der Sohn Gottes hat uns einen ewigen Trost und einen unerschütterlichen Halt geschenkt, in dem er uns den Vater, den ewigreichen Gott, in unvergleichlicher, einzigartiger Weise erschlossen hat.

Ist das nicht Grund genug, um gerade in diesen Tagen auf die Knie zu fallen und den anzubeten, der im Fleisch gekommen ist? Denn niemand hat das wahre Wesen Gottes ausgelegt außer der einzigezeugte Sohn. Er kam in unsere finstere Welt, damit wir durch ihn den Vater sehen und das wahre Leben finden.

Allgemeines zur BEKENNENDEN KIRCHE

Immer wieder erreichen uns Nachrichten von dankbaren Lesern. Das freut uns sehr und ermutigt uns, in unserer Arbeit nicht nachzulassen. Gelegentlich bekommen wir aus dem Leserkreis auch Verbesserungsvorschläge. Auch dafür sind wir sehr dankbar, und wir greifen sie gerne auf. Wir bemühen uns, die BEKENNENDE KIRCHE inhaltlich und auch gestalterisch zu verbessern. Allerdings haben wir nicht die Absicht, und können es uns auch aus finanziellen Erwägungen nicht leisten, eine Hochglanz-Broschüre zu liefern.

Sie werden sicher verstehen, dass die Arbeit der BEKENNENDEN KIRCHE nicht zuletzt daran hängt, dass uns die für Druck und Versand erforderlichen Mittel von Ihnen, unseren Lesern, zur Verfügung gestellt werden. Um den Fortgang der Arbeit willen wären wir Ihnen darum sehr dankbar, wenn Sie die Herausgabe auch weiterhin finanziell mittragen. Schon aus Gründen der Planungssicherheit sind uns hier Daueraufträge natürlich am willkommensten.

Noch eine Bitte haben wir: Machen Sie bitte die BEKENNENDE KIRCHE in Ihrem Freundeskreis bekannt. Sicher kennen Sie Menschen, die die Artikel in unserer Zeitschrift ebenfalls gerne lesen würden. Wie sagte es mir kürzlich jemand am Telefon (sinngemäß): „Schade, dass Ihre Zeitschrift noch nicht die Verbreitung gefunden hat, die sie aufgrund ihrer Qualität verdient.“

Wenn Sie sich dieser Meinung anschließen, bitten wir Sie, sich an der Werbung weiterer Bezieher zu beteiligen. Sie können das tun, indem Sie mögliche Abonnenten selbst ansprechen oder uns deren Adressen mitteilen. Zum Verteilen

im Bekanntenkreis können Sie gerne weitere Exemplare beim Sekretariat anfordern, jedenfalls solange bis der Vorrat dort aufgebraucht ist. Andererseits, das sei auch offen gesagt: Wenn Sie die Zeitschrift nicht mehr empfangen möchten, bitten wir Sie, dies kurz dem Sekretariat mitzuteilen, damit wir nicht unnötig Kosten haben. Für alle Mitarbeit haben Sie vielen Dank.

Was bringt die BEKENNENDE KIRCHE?

● „*Kein Platz für ihn*“, so lautet der Titel der Predigt zu Lukas 2,7. Wenn Sie jetzt meinen, Sie können sich schon denken, was Hermann Hoeksema unter dieser Überschrift schreibt, dann empfehle ich Ihnen: Lesen Sie seine Ausführungen trotzdem. Vielleicht werden sie ja überrascht.

● In seinem zweiten Artikel über *Jonathan – der tragische Kronprinz* geht Jochen Klautke auf die Freundschaft zwischen David und Jonathan ein. Für Jonathan war diese Beziehung mit großer Selbstverleugnung verbunden. Aber lesen Sie selbst.

● „*Wisst ihr nicht, dass ihr Gottes Tempel seid?*“, so fragte der Apostel Paulus die Korinther. Mario Tafferner erläutert, was der Apostel der Gemeinde damals vermittelte. Aber der Verfasser lässt dabei immer wieder durchblicken, dass sich diese Frage auch an uns richtet, an die Gemeinde Jesu Christi heute.

● Ludwig Rühle behandelt ein Thema, das uns allen unter die Haut geht. Die Überschrift ist schon eine Herausforderung: „... *denn wir vergeben allen, die an uns schuldig werden.*“ Machen wir das wirklich? Jesus sagt es. Wer mit dieser Frage ringt, der lese diesen aufwühlenden Zwischenruf.

● Sacha Walicord leitet uns in ein sehr wichtiges Thema ein: Wie spreche ich mit ungläubigen Menschen über das Evangelium? Wie verteidige ich meinen Glauben? Wer von uns schaut sich zur Beantwortung solcher Fragen nicht immer wieder nach Hilfestellungen um. Ganz besonders diesen Interessenten sei der Artikel eines der Gastdozenten der *Akademie für Reformatorische Theologie* wärmstens empfohlen: *Seid allezeit bereit zur Verantwortung!*

● Gelegentlich erscheint es notwendig, einmal etwas zu der einen oder anderen Veröffentlichung auf dem Büchermarkt zu schreiben. Joachim Schmitsdorf, Übersetzer und Redakteur beim Betanien Verlag, setzt sich in einer Rezension kritisch mit einem kürzlich erschienenen Buch von Roger Liebi auseinander, in dem es um die „Endzeit“ geht: *Leben wir wirklich in der Endzeit?*

● Aber wir haben auch ein Buch, das wir Ihnen zum Lesen empfehlen. Bitte schauen Sie selbst nach unter der Rubrik: *Das empfehlen wir Ihnen zu lesen.*

● Unter der Überschrift *Neues von der Akademie für Reformatorische Theologie* finden Sie dieses Mal einen kurzen Bericht über die Eröffnung des 13. Studienjahres unserer reformatorischen Ausbildungsstätte.

Indem ich Ihnen im Namen aller Mitarbeiter ein gesegnetes Weihnachtsfest wünsche und ein gutes neues Jahr unter der Gnade und dem Frieden unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus, verbleibe ich mit herzlichem Gruß

Ihr
Jürgen-Burkhard Klautke

Wortverkündigung zu Lukas 2,7:

„Kein Platz für ihn“

Herman Hoeksema¹

Die Abenddämmerung war angebrochen. Die Schatten wurden länger.

Schweigend legte sich das Zwieliicht über Stadt und Umland von Bethlehem. Noch war die Farbenpracht der Landschaft nicht völlig verblasst, doch nach und nach wurden das tiefe Blau des Himmels über Palästina, das kräftige Grün der Ölbäume und der sanftere Ton der Mandelsträucher von der aufkommenden Dämmerung verschluckt und zerflossen zu abendlichem Grau. Selbst zu dieser späten Jahreszeit – es war Winter im Verheißenen Land – boten die üppigen Felder, die weinbedeckten Hügel und die Terrassengärten, die die Stadt Davids umgaben, einen prachtvollen Anblick.

Zwei erschöpfte Reisende näherten sich der alten Stadt, der Stadt von Israels berühmtestem König: ein Mann, voll jugendlicher Kraft trotz sichtbarer Müdigkeit, und eine junge Frau, kaum dem Mädchenalter entwachsen. Ihrer äußerlichen Erscheinung nach zu urteilen, zählten sie nicht zu den Wohlhabenden des Landes. Vielleicht hätte ein aufmerksamer Beobachter Spuren längst vergangenen Adels an diesen beiden Fremden wahrgenommen. Ansonsten machte der Mann den Eindruck eines Handwerkers, und auch die Frau war in das Gewand ei-

ner einfachen Israelitin gehüllt. Offenbar hatten die beiden einen langen Weg hinter sich. Sie gönnten sich keine Pause, um etwas von der Schönheit des Abends aufzunehmen. Ein erleichterter Seufzer entfuhr ihnen erst, als sie, nachdem sie die Gärten, die den Ort umgaben, durchquert hatten, endlich die Stadt ihrer Väter betraten.

In der kleinen Stadt Bethlehem herrschte geschäftiges Treiben. Aufgrund des Befehls des großen Kaisers, der auch Joseph und Maria hierher geführt hatte, quoll die Stadt von Besuchern über, die gekommen waren, um sich registrieren zu lassen. So kam es, dass in jedem Haus Gäste untergebracht waren und auch die Herberge bis unters Dach belegt war. Den beiden Fremden aus Nazareth blieb keine andere Wahl, als sich in den schäbigen Gebäuden am Stadtrand nach einem Nachtlager umzusehen, dort, wo auch das Vieh der vorbeireisenden Karawanen untergebracht war.

Die Nacht war bereits hereingebrochen, als sie sich anschickten, sich für die Nacht einzurichten.

Denn es war kein Platz für sie in der Herberge.

1) Hoeksema, Herman, *No Room for Him*. In: *The Mystery of Bethlehem*. Grand Rapids, Michigan [Reformed Free Publishing Association] 1986, S. 73–80. Übersetzt mit freundlicher Genehmigung des Verlags von Carsten Linke.

Kein Platz für die Gesegnete unter den Frauen

Es war kein Platz für sie ...

Dabei war Maria die Gesegnete unter den Frauen! So hatte sie der Engel begrüßt, als er ihre ärmliche Behausung in Nazareth aufsuchte, mit der wundersamen Botschaft auf seinen himmlischen Lippen, dass eine Jungfrau einen Sohn gebären werde. Dieselben Worte hatte ihr auch ihre Cousine Elisabeth zugerufen, als sie diese besuchte: „*Gesegnet bist du unter den Frauen, und gesegnet ist die Frucht deines Leibes!*“ (Lk. 1,42). Und aus der sonst so stillen Maria, die sich vorgenommen hatte, diese Dinge in ihrem Herzen zu behalten und zu bedenken, war es freudig herausgesprudelt: „*Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geist freut sich über Gott, meinen Retter, dass er angesehen hat die Niedrigkeit seiner Magd; denn siehe, von nun an werden mich glücklich preisen alle Geschlechter!*“ (Lk. 1,46–48).

Über alle Maßen gesegnet war Maria unter den Frauen.

Sie war nicht einfach wegen der frohen Erwartung baldiger Mutterschaft gesegnet. Gewiss war auch das ein Segen in jener Nacht der Nächte, als sie und Joseph aus Bethlehems Herberge hinausgedrängt worden waren und Unterschlupf in einem Viehstall suchen mussten. Tiefes Glück erfüllt das Herz von Eltern, die Schmerzen der werdenden Mutter sind rasch vergessen angesichts der Freude, ein Kind zur Welt gebracht zu haben. Zweifellos in Erwartung dieses Glücks richtete Maria in jener Nacht im Stall ihr Lager her.

Allerdings hätte sie sich in dieser Hinsicht nicht von jeder anderen Mutter in der Welt unterschieden. Außerdem kann die Freude, ein Kind zur Welt zu bringen, durchaus auch gemischt sein. Die bloße Erwartung von Mutterfreuden machte Maria also nicht zur überaus Gesegneten unter den Frauen.

Eine größere Freude erfüllte Marias Herz, weil sie als Mutter ihren Platz unter den Müttern Israels einnehmen sollte, die ihre Kinder in der gesegneten Hoffnung gebären, die Verheißung zu verwirklichen, die schon den Urvätern gegeben worden war. Inmitten allen Schmerzes, im festen Glauben an die Verheißung und mit Abraham nach dem himmlischen Vaterland Ausschau haltend, blickten diese Mütter im Gnadenbund voller Hoffnung weit über das Hier und Jetzt dieser Welt hinaus auf die gesegnete und ewigwährende Herrschaft des mächtigen Sohnes Davids. Diese Hoffnung teilte Maria mit ihnen. Sie blickte voraus auf die Verwirklichung von Israels Hoffnung. Das unterschied sie von tausenden anderen Frauen, die so gesehen umsonst in Wehen lagen, weil es nur Wehen für die Welt waren. Doch auch das war nicht die Ursache für Marias übergroße Freude und ihr Gesegnetsein.

Denn unter den Frauen des Bundes und gläubigen Müttern in Israel nahm Maria einen einzigartigen Platz ein. Hatte nicht der Engel Gottes auf wundersame Weise die Botschaft vom Himmel herabgebracht, dass sie Mutter werden sollte, obwohl sie noch Jungfrau war? Und hatte er nicht auf ihre besorgte Frage, wie denn das geschehen solle, erklärt, dass die Kraft

des Höchsten sie überschatten werde und dass darum das Heilige, das geboren wird, Gottes Sohn genannt und auf ewig auf dem Thron Davids sitzen werde? Sollten sie und Josef nicht gemäß himmlischer Anweisung ihrem Sohn den Namen Jesus geben, weil er sein Volk von ihren Sünden retten werde? Maria sollte die Mutter von Israels Erlöser sein! Der König der Könige sollte ihr eigenes Fleisch und Blut annehmen! Das war ihr einzigartiges Vorrecht aus der Hand des Herrn.

Diese frohe Hoffnung sollte sich in eben jener Nacht erfüllen.

Aber es war kein Platz für sie, nicht einmal in der Herberge. Und weil kein Platz für sie war, war auch kein Platz für den, den sie gebären sollte.

Das bedeutet, dass Jesus schon im Augenblick seiner Geburt an den äußersten Rand der Welt gedrängt wurde – in einem Stall geboren und in eine Futterkrippe gelegt.

Denn es war kein Platz für ihn in der Herberge.

Kein Platz für den König Israels

Kein Platz für Ihn!

Eine befremdliche, aber prophetische Situation!

Voller seltsamer und rätselhafter Widersprüche ist die Krippe im Stall von Bethlehem. Ist dieses Neugeborene nicht der König Israels? Aber wurde jemals ein König unter Umständen geboren, die so bettlerhaft und erbärmlich armselig waren, alles andere als königlich? Ist dieses Kind nicht der allmächtige Gott, von unendlicher Herrlichkeit, den die Himmel und aller

Himmel Himmel nicht fassen können? Und doch ist es in Windeln gewickelt und in eine Krippe gelegt! Hatte nicht Gott durch den Engel angeordnet, er solle Jesus genannt werden, weil er sein Volk von ihren Sünden retten werde? Und doch wird er von demselben Volk, das zu retten er gekommen ist, hinausgedrängt! Der König Israels in elender Armut! Gott in Windeln! Der Heiland abgeschoben an den äußersten Rand der Welt!

Die überfüllte Herberge ist ein prophetisches Bild der Beziehung der Welt zu dem, der im Stall geboren wurde.

Für ihn ist kein Platz.

Kein Platz ist für ihn in Israel. Kein Platz ist für ihn, den Zimmermannssohn, in seiner Heimatstadt. Schon bald drängt man ihn an den Rand des Abgrunds, um ihn aus der Welt hinauszustoßen. Kein Platz ist für ihn in den Herzen und Gedanken der weltlich gesinnten Brotsucher von Kapernaum, die sich, erzürnt über seine Rede, von ihm abwandten. Kein Platz ist für ihn in Jerusalem, das die Propheten tötet, unter Priestern und Ältesten und im Hohen Rat, im Sanhedrin. Diese ganze Welt drängt schließlich zusammen und vereint sich in dem Ruf: „*Fort, fort mit ihm!*“ (Joh. 19,15).

Schließlich treiben sie ihn ans verfluchte Holz.

Denn in der Herberge der Welt ist kein Platz für ihn.

Kein Platz für den Christus der Schrift

Aber ist die Beziehung zu ihm in der heutigen Welt anders?

Oberflächlich betrachtet scheint es tatsächlich anders zu sein.

Wer in der modernen religiös-christlichen Welt verehrt nicht den Meister und schwört bei seinem Namen? Wer macht nicht „X-mas“ zum Festtag, zeigt den Kindern das süße kleine Baby in der Krippenwiege und erzählt ihnen, wie aus einem armen Jungen, der von Geburt an alle gegen sich hatte, ein wahrhaft großartiger Mann wurde? Wer in der modernen religiösen Welt wollte sich weigern, dem guten Mann von Galiläa auf seinem Weg durch das Land seines Volkes zu folgen, sich alle seine guten Werke für die Gesellschaft zum Vorbild zu nehmen, seinen bemerkenswerten reform-orientierten Diskursen, die voller Liebe sind, zu lauschen, zu sehen, wie er die Hungrigen speist, die Kranken heilt, Mitleid mit den Armen und Bedürftigen zeigt und Zöllner und Sünder in seine Gemeinschaft einlädt? Mehr noch, wer wollte sich weigern, ihm nach Golgatha zu folgen, um Anschauungsunterricht zu nehmen und zu lernen, dass wir genauso wie er bereit sein müssen, unser Leben für unsere Mitmenschen zu geben? Wahrlich, eine solche Welt verehrt Jesus, den Gutmenschen, den Meister, der uns die Vaterschaft Gottes und die Bruderschaft der Menschen verkündet hat, den Friedefürst, der uns gelehrt hat, unsere Schwerter zu Pflugscharen und unsere Speere zu Rebmessern zu schmieden!

Die Herbergstüren der Welt scheinen sperrangelweit offen zu stehen, und die Menschenmenge im Innern ermuntert ihn, seinen Platz in ihrer Mitte einzunehmen.

Doch sie alle erliegen einer Illusion. Sie meinen einen Jesus, der ihrer eigenen Vorstellung entspringt, einen Phantommenschen, ein Traumbild.

Ihr braucht nur anzufangen, vom Christus der Schrift zu sprechen, dessen Armut unsere ist, der sich bis in den Tod entäußerte und sein Lebensblut vergoss aufgrund von Gottes Gerechtigkeit und unserer Ungerechtigkeit. Geht an die Tür der Welt-Herberge und lasst Jesus von Sünde und Gerechtigkeit und Gericht sprechen. Redet zu dem Gewimmel in der Herberge, dass sie in seinem Blut gewaschen werden müssen, und dass Christus gar nichts für sie sein kann, kein Vorbild, kein Meister, kein guter Mensch und kein Lehrer, wenn er nicht zuallererst ihr Heiland ist, der sie als sein Volk erkauft hat und den Schmutz der Schuld von ihren Herzen und Sinnen abwaschen muss. Im gleichen Moment wird man euch die Herbergstür vor der Nase zuschlagen, und von drinnen werdet ihr nur noch das Murren der galiläischen Brotsucher hören: „*Das ist eine harte Rede! Wer kann sie hören?*“ (Joh. 6,60).

Die Welt von heute ist wie die Welt zur Zeit Jesu: In der Herberge ist für ihn kein Platz.

Kein Platz, den die Welt ihm zuweist

Kein Platz!

Das ist nicht verwunderlich. Denn auf der einen Seite ist es doch so, dass die Menschen in der Herberge dieser Welt dem Fürsten dieser Welt dienen, denn er herrscht dort. Unter seiner Herrschaft lässt Finsternis ihre Augen erblinden, so dass sie das Licht, das

in ihre Mitte scheint, nicht sehen können. Ihre Herzen sind erfüllt von Feindschaft gegen Gott und seinen Gesalbten, weil er bezeugt, dass ihre Werke böse sind. Statt des Lichts lieben sie die Finsternis. Christus aber ist das Licht, das ohne Ansehen der Person die finstere Heuchelei des menschlichen Herzens aufdeckt und die weißgetünchten Gräber der pharisäischen Seele öffnet. Ohne zu zögern entkleidet er jeden Menschen seines prahlerischen Stolzes und aller Selbstgerechtigkeit und stellt ihn nackt vor den hin, der gerecht richtet und dessen Augen die tiefsten Winkel der Seele ausbrennen.

Solange die finstere und feindselige Welt nicht von Christi eigener gnädiger Kraft verwandelt wird, muss sie sich einfach weigern, ihn einzulassen. Sie kann nicht anders, als ihn hinauszudrängen.

Auf der anderen Seite darf sich kein Fleisch in seiner Gegenwart rühmen.

Denn eines ist gewiss: Dieser arme Säugling von Bethlehem, für den kein Platz in der Herberge war, ist dazu bestimmt, seinen Platz in der Welt einzunehmen. Aber dieser Platz wird ihm nicht von der Welt zugewiesen, sondern den schafft er sich durch das Wunder seiner eigenen Gnade selbst. Ihm allein kommt alle Ehre zu. Vom Rand der Welt, von einem schäbigen Stall aus, bahnt er sich seinen Weg in die Welt. Über das Kreuz und durch das Grab schreitet er unbeirrt voran,

bis er in die höchsten Himmel aufgenommen wird und Engel und Herrschaften und Gewalten ihm untertan sind. Von dort sendet er als der Herr des Himmels seinen lebendig machenden Geist, bahnt sich den Weg in die Herzen von Tausenden aus allen Nationen, Sprachen und Stämmen, indem er die Sünde aufdeckt, den sündigen Stolz bricht, dünkelfhafte Pharisäer in demütige Zöllner verwandelt, sie reinigt und rechtfertigt und in ihnen wohnt, gleichwie der Vater in ihm wohnt. Und so, durch die unwiderstehliche Kraft seiner Gnade, errichtet und vollendet er den geistigen Tempel von Gottes Gnadenbund: „*Ich in ihnen und du in mir, damit sie zu vollendeter Einheit gelangen.*“ (Joh. 17,23).

In der Herberge war kein Platz für ihn. Was für ein trauriger Anfang! Doch Christus schafft sich selbst Platz. Platz in eurem bedrückten und zerschlagenen Herzen, Platz in eurer müden und gequälten Seele, Platz in den Herzen aller, die sein Vater ihm gegeben hat, Platz im Himmel und auf Erden, bis alle Reiche dieser Welt ihm zu Füßen liegen.

Dann wird Platz für ihn und die Seinen sein, und für niemanden sonst. Und dies wird in Ewigkeit währen, und aller Dank dafür gilt Gott, dem Vater unseres Herrn Jesus Christus.

Allein aus Gnade!

Jonathan - der tragische Kronprinz

„Du bist mir sehr lieb gewesen“ (Teil 2)

Jochen Klautke

Noch bekannter als Jonathans Heldentaten, auf die wir im ersten Artikel eingegangen sind, ist sicherlich seine enge Freundschaft zu David. Von ihr berichten schwerpunktmäßig die Kapitel 18 bis 20 des ersten Samuelbuches. Aber nicht nur dort wird uns die Freundschaft zwischen den beiden Männern geschildert. David selbst reflektiert seine Beziehung zu Jonathan wiederholt in seinem Klagelied nach dem Tod Sauls und Jonathans (2Sam. 1,17-27).

Er besingt zunächst seine Wertschätzung gegenüber dem König Saul sowie seinem ältesten Sohn. Im Anschluss daran kommt er auf Jonathan zurück und klagt. *„Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan. Du bist mir sehr lieb gewesen! Wunderbar war mir deine Liebe, mehr als Frauenliebe!“* (2Sam. 1,26).

Viel angenehmer als Frauenliebe

Gerade der zweite Teil des Verses lässt den heutigen Leser aufhorchen. Was meint David mit dieser merkwürdigen Aussage *„mehr als Frauenliebe“*? Theologen haben in den letzten Jahrzehnten diese Stelle benutzt, um zu behaupten, die Freundschaft zwischen David und Jonathan hätte homosexuelle Züge getragen.

Bei der Untersuchung dieser Auffassung kam jedoch eine Expertenkommission unter Vorsitz des amerikanischen Theologen Craig Blomberg zu dem Ergebnis, dass nur jemand, der mit den nahöstlichen Ausdrucksformen

für Freundschaft nicht vertraut sei, die These aufstellen könne, die Bibel hefte der Freundschaft zwischen David und Jonathan eine erotische Komponente an. Dem ist hinzuzufügen, dass der Schreiber der Samuelbücher über ein eventuelles homosexuelles Verhältnis der beiden im Licht des Gesetzes Gottes (3Mos. 18,22; 3Mos. 20,13) niemals wertneutral berichtet hätte.

Aber auch wenn es aus zahlreichen Gründen ausgeschlossen ist, die Beziehung zwischen David und Jonathan als homosexuell zu deuten, bleibt die Frage bestehen: Was wollte David mit dieser seltsamen Formulierung sagen? Denn nur wenn wir verstehen, was David mit dieser Aussage meinte, können wir nachvollziehen, was das Besondere an der Beziehung zwischen Jonathan und ihm war.

Viele Ausleger haben sich zu dieser Frage Gedanken gemacht. Sie sind zu dem Ergebnis gelangt, dass es sich um ein poetisches Stilmittel handelt, mit der die tiefe Verbundenheit und Liebe ausgedrückt wird, die zwischen David und Jonathan bestand. Aber auch diese Erläuterung erklärt noch nicht völlig, warum David seine Freundschaft zu Jonathan mit der Liebe zu Frauen vergleicht.

Zur Beantwortung werfen wir zunächst einen Blick auf Davids Frauen und überlegen anschließend, in welcher Weise sich seine Liebe zu Jonathan von der zu seinen Frauen unterschied.

David und seine Frauen

Wenn man an David und seine Ehefrauen denkt, werden einem als erstes die Geschehnisse mit Bathseba in den Sinn kommen. Mit dieser Frau beging David Ehebruch, zeugte ein Kind und ließ anschließend ihren Mann umbringen. Nun wäre es sicherlich zu viel zu sagen, dass Davids gesamtes Leben von entsprechender Sünde durchzogen war. Und doch fällt auf, dass Davids Familienleben alles andere als harmonisch war.

David heiratete bereits lange vor seiner Königszeit mehr als eine Frau. Seine ersten sechs Kinder wurden ihm von sechs verschiedenen Frauen geboren (2Sam. 3,2-5). Formal wurde während des Alten Testaments Derartiges zwar von Gott geduldet, jedoch die Polygamie entsprach weder der in der Heiligen Schrift geoffenbarten Schöpfungsordnung noch dem Gesetz Gottes (5Mos. 17,17).

Spätestens nach seinem Ehebruch mit Bathseba hing der Haussegen in Davids Palast schief. Einerseits als Gericht Gottes wegen seiner Sünde, andererseits aber auch als einfache Folge seiner zahlreichen Ehen, herrschten Mord, Totschlag und Vergewaltigungen unter seinen Kindern, und als trauriger Tiefpunkt folgte die Revolution seines Sohnes Absalom.

Es ist deutlich zu sehen, dass das gesamte Alte Testament die Vielehe als solche zwar niemals ausdrücklich verurteilt, aber die spätere Geschichte zeigt stets, dass Vielehe ausnahmslos immer eine schlechte Idee war. Das gilt auch im Blick auf Abraham, Isaak, Jakob, Samuels Vater Elkana, David und später vor allem für dessen Sohn Salomo.

Die Natur der Liebe

Jeder Mensch weiß, was Liebe ist, bis zu dem Punkt, an dem er aufgefordert wird, sie zu erklären. Die meisten Menschen würden sagen, Liebe habe irgendetwas mit positiven Gefühlen zu tun, die man gegenüber jemandem oder gegenüber sich selbst hat und dass diese Gefühle dann auch konkret zum Ausdruck gebracht werden.

Auf jeden Fall stellen wir fest, dass es gar nicht so einfach ist, auf den Punkt zu bringen, was unter Liebe zu verstehen ist. Auf einen Aspekt würden wir dabei vermutlich erst relativ spät kommen, obwohl er in der Heiligen Schrift einer der Kerninhalte der Liebe ist. Ich meine, dass in der Bibel wahre Liebe immer unverdient und bedingungslos ist. Was heißt das?

Nehmen wir ein Beispiel aus dem Alltag. Wenn ich zu jemandem sage: „Ich liebe dich, weil du so schöne braune Haare hast“, dann bringe ich damit zum Ausdruck: Ich liebe diese Person nur so lange, wie sie braune Haare hat. Oder anders formuliert: Diese Person hat etwas, was *mich* dazu veranlasst, dass ich mich in ihrer Gegenwart wohler fühle, und *aus diesem Grund* bringe ich ihr positive Gefühle entgegen.

Natürlich ist unsere Liebe zu anderen Menschen sehr komplex und auch vielschichtig. In vielen Sprachen gibt es für unser deutsches Wort „Liebe“ mehrere Begriffe. Aber wenn wir ehrlich zu uns selbst sind, müssen wir zugeben, dass vieles von dem, was wir für Liebe zu einer anderen Person halten oder als solche bezeichnen, (immer auch) Liebe zu uns selbst ist. Ich liebe den anderen

oder die andere, weil sie mir dieses und jenes geben oder bieten kann.

Im Blick auf Gott verhält es sich mit der Liebe anders. Wenn es heißt, dass Gott uns liebt, dann heißt das, dass er uns vorbehaltlos liebt. Vielleicht wird das nirgends deutlicher als in einer Aussage aus dem fünften Buch Mose: *„Denn du bist ein heiliges Volk dem Herrn, deinem Gott. Dich hat der Herr, dein Gott, erwählt zum Volk des Eigentums aus allen Völkern, die auf Erden sind. Nicht hat euch der Herr angenommen und euch erwählt, weil ihr größer wäret als alle Völker - denn du bist das kleinste unter allen Völkern -, sondern weil er euch geliebt hat und damit er seinen Eid hielte, den er euren Vätern geschworen hat.“* (5Mos. 7,6-8).

Mit anderen Worten: Gott liebt uns einfach deswegen, weil er uns liebt! So formulierte es einmal der amerikanische Pastor Tim Keller in seiner Predigt zu diesem Abschnitt.

Wenn es einen Grund für Gottes Liebe zu uns gibt, dann liegt dieser Grund auf jeden Fall *nicht* in uns. Gottes Liebe ist nicht an Bedingungen unsererseits geknüpft. Das ist die Grundlage des Evangeliums von Jesus Christus. Diese Nachricht ist einerseits wunderbar und herrlich. Sie ist aber auch die einzige Hoffnung für uns. Würde nämlich Gott seine Liebe zu uns an irgendetwas knüpfen, das in uns vorhanden wäre, wäre kein einziger Funke einer Liebe zu uns möglich.

Aber diese Nachricht ist nicht nur unser Trost, sondern sie ist uns auch Berufung. Denn wenn wir die Liebe Gottes zu uns verstanden haben, sind wir dazu aufgerufen, ihn und unseren Nächsten mit dersel-

ben Liebe zu lieben, mit der er uns geliebt hat. Und genau an diesem Punkt wollen wir zu Jonathan und David zurückkehren.

Die Liebe zwischen David und Jonathan

Durch unsere Untersuchung über die Beziehungen zwischen David und seinen Frauen sowie über das Wesen wahrer Liebe wurde deutlich, dass Davids Beziehung zu seinen Frauen nicht wirklich bedingungslos war. Sie war häufig von anderen Motiven bestimmt als von vorbehaltloser Hingabe. Natürlich darf man Davids Beziehungen zu seinen Frauen auch nicht völlig ins Negative ziehen und ihm ausschließlich eigennützige Motive unterstellen. Dennoch liegt genau hier der Schlüssel zu der Aussage, dass für David die Liebe Jonathans angenehmer war als Frauenliebe. Sie war deswegen angenehmer, weil sie mehr dem Ideal der wahren Liebe, also der bedingungslosen Liebe Gottes entsprach.

Natürlich war auch Jonathan Sünder und somit war auch die Beziehung zu David nicht frei von ichhaften Beweggründen. Gleichwohl wusste David, dass in seinem Leben keine von seinen Beziehungen der wahren Liebe Gottes so entsprach, wie die zwischen seinem Freund Jonathan und ihm.

Deswegen schreibt er hier, dass Jonathans Liebe ihm angenehmer war als Frauenliebe. Nicht weil er die Liebe zwischen Ehepartnern generell abwerten oder gar eine homosexuelle Beziehung andeuten will, sondern weil gerade angesichts der familiären Spannungen zwischen Saul und David die Beziehung zwischen Jonathan und ihm alles andere als normal war.

Ein Freundschaftsbund

Bereits der erste Vers, in dem David und Jonathan gemeinsam erwähnt werden, verrät uns einiges über das Verhältnis zwischen den beiden Männern. Es heißt dort, dass sich „*die Seele Jonathans mit der Seele Davids verband*“ (1Sam. 18,1).

Nun hatten wir im ersten Teil dieser Artikelserie gesehen, dass Jonathan als Kronprinz der eigentliche Verlierer war, und zwar wegen der Sünden seines Vaters. Die Aussicht auf eine vor ihm liegende Zukunft als König Israels war mit einem Schlag vernichtet, ohne dass Jonathan irgendeinen Fehler begangen hatte.

Hätte Jonathan jetzt taktisch gedacht, hätte es für ihn zwei Möglichkeiten gegeben. Entweder hätte er David als Rivalen angesehen. Dann hätte er ihn beiseitigen können. Oder er hätte mit ihm eine reine Zweckfreundschaft schließen können, nach dem Motto: Wenn ich schon nicht König werde, dann versuche ich mich beim zukünftigen König einzuschmeicheln. Wenigstens ist dann meine Zukunft gesichert.

Aber durch den Ausdruck „*verband sich die Seele*“ macht der Heilige Geist deutlich: Das Verhältnis der beiden Männer zueinander war kein Zweckbündnis. Es basierte auf wirklicher Liebe. Um das zu unterstreichen, heißt es gleich darauf zweimal, dass David Jonathan „*wie seine eigene Seele lieb gewann*“ (1Sam. 18,1b.3b).

Hinter diesem Vergleich steckt natürlich eine uns allen bekannte Erfahrung. Es gibt jemanden, den jeder von uns bedingungslos liebt, nämlich: sich selbst. Es scheint also außerordentlich wichtig zu sein, die Motive für diese Freundschaft zu klären.

Der gleich darauf berichtete Freundschaftsbund zwischen den beiden (1Sam. 18,2.3) mag uns befremden. Aber in dem Maße, in dem unsere (post-)moderne Gesellschaft immer individualistischer wird, werden nicht zuletzt Freundschaften seltener Krisen aushalten. Da kann es hilfreich sein, Freundschaft auf eine Grundlage zu stellen, die über das Motto „Wir-sind-uns-eben-sympathisch“ hinausgeht. Das heißt selbstverständlich nicht, dass wir unsere Freundschaften mit einem alten, nahöstlichen Freundschaftsbund besiegeln sollen. Dennoch kann uns das Verhalten von David und Jonathan dazu ermutigen, mehr Verbindlichkeit in unsere Beziehungen zu bringen.

Ein seltsames Geschenk für den Gesalbten

Nicht nur ein Freundschaftsbund wirkt auf uns heute seltsam, sondern auch das Geschenk Jonathans: Unter anderem schenkte Jonathan dem David sein Schwert (1Sam. 18,4). Dies fällt auf, gerade weil wir einige Kapitel vorher lesen, dass allein Jonathan und sein Vater Saul überhaupt ein solches besaßen (1Sam. 13,22).

Die Großzügigkeit Jonathans lag zum einen darin begründet, dass er David sehr gern hatte. Aber damit verbunden war die Erkenntnis, wer dieser David ist. Jonathan hatte bereits zu diesem Zeitpunkt begriffen: Vor mir steht der zukünftige König Israels, der Gesalbte Gottes. Und Jonathan gab ihm seinen Rock, seine Ausrüstung, seine Waffen. Das alles waren Insignien für den zukünftigen Throninhaber Israels. Und das alles gab er David, nicht gezwungenermaßen, sondern aus tiefer Einsicht und Freundschaft.

Auch wir stehen mit allem, was unser Leben hier ausmacht, vor einem Gesalbten. Natürlich nicht wie Jonathan vor David, sondern vor dem vollkommenen, zweiten König David, vor Jesus Christus. Jonathan hatte alles, was ihm hier auf der Erde äußerliches Ansehen versprach, David zur Verfügung gestellt.

Uns stellt sich die Frage: Sind auch wir dazu bereit? Sind wir bereit dazu, alles Jesus zur Verfügung zu stellen, uns ihm zu unterstellen und dabei eigene Pläne zur Selbstverwirklichung hintenanzustellen? Nicht in erster Linie, weil wir uns vor ihm fürchten oder weil wir uns von ihm etwas erhoffen, sondern weil wir ihn lieben.

Politisch gesehen wäre es für Jonathan natürlich sinnvoll gewesen, sein Schwert zu nehmen und David damit zu töten. Aber er machte aus diesem Schwert ein Geschenk für den Mann, den Gott dazu bestimmt hatte, die „Dynastie“ Sauls nach nur einer Generation zu ersetzen.

Die Eskalation

Die weiteren Kapitel im ersten Buch Samuel berichten uns davon, wie die Auseinandersetzung zwischen Saul und David eskalierte. Zwar wurden zunächst die Bande zwischen dem Königshof und David auf dem Papier verstärkt, indem Saul dem David seine Tochter Michal zur Frau gab. Aber in Wahrheit hatte Saul längst beschlossen, David zu schwächen oder ihn sogar zu töten (1Sam. 19).

Für Jonathan bedeutete das, dass er zwischen die Fronten geriet. Wiederholt versuchte er, seinen Vater davon abzubringen David zu vernichten. Aber im-

mer war der Hass des Saul mächtiger, als Jonathan sich das ausmalen konnte (1Sam. 19,1-7).

Jonathan wurde hier mitten in einen Kampf hineingestellt, in dem alle Kinder Gottes stehen. Es ist der Kampf zwischen dem Reich Gottes und den Feinden Gottes. Leiblich war Jonathan der Sohn des Mannes, der nun zum Feind Gottes geworden war. Geistlich war er ein Kind Gottes. Und diese Spannung sollte von nun an den Rest seines nicht mehr allzu langen Lebens prägen.

Es war ein Kampf, den auch wir Christen heute zu durchleiden und zu bestehen haben. Wir leben in einer Spannung zwischen dem Reich Gottes und dieser Welt, zwischen Gott und seinem Willen und unseren ungläubigen Bekannten und Familienangehörigen. Diese Spannung verläuft auch zwischen unserem neuen und unserem alten Menschen. Damals wie heute kann man in diesem Kampf nur bestehen, wenn man ein Ziel hat, das über dieses irdische Leben hinausgeht, sodass wir bei dem unsere Zuflucht suchen, durch den Gott der Herr seinem Volk einen großen Sieg bereitet hat (1Sam. 19,5).

Damit fungiert Jonathan als ein Vorbild dafür, wie wir im Leben die Prioritäten zwischen dem Reich Gottes und dieser Welt richtig setzen sollen.

Immer wieder traf Jonathan mit dem fliehenden David zusammen (zum Beispiel: 1Sam. 20,1). Er suchte also immer wieder die Verbindung zu David. Andererseits begleitete er ihn nicht auf der Flucht. Auch das wäre ein denkbarer Weg gewesen. Aber Jonathan blieb bei seinem Vater und zwar so loyal, wie er es eben sein konnte, ohne falsch zu handeln. Doch immer dann, wenn sein

Vater verheerende Entscheidungen traf, besonders bei der Verfolgung Davids, griff er ein. Dafür dient das ganze Kapitel 1Samuel 20 als Illustration.

Längst hatte Jonathan die Thronfolge verloren. Jetzt hätte er auch die Gemeinschaft mit seinem besten Freund verlieren können. Aber wir erfahren in 1Samuel 20, dass er durch einen Trick seinen Freund darüber informierte, dass es am Königshof seines Vaters für ihn keine Zukunft mehr gab.

Der Einsatz für David kostete Jonathan fast das Leben, nämlich als sein eigener Vater ihn an die Wand speißen wollte (1Sam. 20,33). Beide Männer wussten damit aber nun endgültig, dass ihre Wege auseinandergehen würden. Für David begann eine jahrelange Flucht, für Jonathan folgten bittere Jahre in der Nähe seines Vaters.

Du bist mir sehr lieb gewesen

Wenn David in seinem Trauerlied die Liebe Jonathans höher als die Liebe zu Frauen einschätzt, dann sagt das etwas

darüber aus, wie außergewöhnlich die Freundschaft zwischen David und Jonathan war. Gerade durch die Art seiner Liebe war Jonathan ein Vorbild, nicht nur für David, sondern auch für uns heute. Wir lernen daraus, was es heißt, den Nächsten so zu lieben wie uns selbst. Wir erfassen, was es bedeutet, dass diese Liebe gerade zu einem Zeitpunkt durch einen Bund besiegelt wird, an dem die eigene, ambitionierte Zukunft zunichte wird.

Aber es wäre zu kurz gegriffen, die Beziehung zwischen David und Jonathan lediglich als Vorbild für Nächstenliebe zu verstehen. Darüber hinaus weist sie auf eine Liebe hin, die ebenfalls stärker als Frauenliebe ist, die sogar wesentlich stärker als die Liebe zwischen David und Jonathan ist. Sie lässt uns auf den Sohn Davids, auf Christus blicken, der als der wahre König in diese Welt kam. Er kam, um lieblose Menschen, wie du und ich es sind, wieder in seine Gemeinschaft zu bringen, Sünder, die er mit einer vollkommenen und bedingungslosen Liebe liebt.

Wisst ihr nicht, dass ihr Gottes Tempel seid?

Mario Tafferner

Wäre die Gemeinde Christi nur dort anzutreffen, wo Menschen ein makelloses Leben führen, hätte der Apostel Paulus nicht die folgende Frage gestellt: „*Wisst ihr nicht, dass ihr der Tempel Gottes seid und der Geist Gottes in euch wohnt?*“ (1Kor. 3,16). Diese Frage will nicht die theologischen Kenntnisse der Gemein-

de prüfen, sondern sie ist rhetorisch. Dass die korinthischen Christen Tempel Gottes waren, wird von dem Apostel vorausgesetzt. Gleichzeitig spricht er hier eines der Kernprobleme der Korinther an. Somit ist ein ermahnender und anklagender Beiklang unüberhörbar. Die Berufung der Korinther als Tempel

Christi einerseits und andererseits ihr Handeln befanden sich nicht in Übereinstimmung. Was war in Korinth geschehen?

Uneinigkeit und Spaltungen in der Gemeinde in Korinth

Noch bevor Paulus den ersten Korintherbrief verfasste, hatte bereits ein Informationsaustausch zwischen Paulus und der Gemeinde stattgefunden. Aus dem ersten Korintherbrief können wir folgern, dass es sowohl eine korinthische Gesandtschaft gab, von der Paulus als den *Hausgenossen der Chloe* sprach und die ihn wahrscheinlich in Ephesus aufsuchte (1Kor. 1,11; 16,8), als auch einen Brief, den die Korinther Paulus zukommen ließen (1Kor. 7,1). Die Berichte der Gesandtschaft sowie der Inhalt des besagten Briefes mussten den Apostel tief getroffen haben. Auf jeden Fall entschied er, der Gemeinde noch vor seinem geplanten Besuch in Korinth (1Kor. 16,2-8) einen Brief zu schreiben. Das ist unser erster Korintherbrief.

In diesem Schreiben geht der Apostel ausführlich auf die fehlende Einheit innerhalb der Gemeinde ein. Die Gemeinde in Korinth war gespalten (1Kor. 1,10). Es hatten sich Parteien gebildet. Man identifizierte sich mit Personen wie Petrus oder Apollos, und auf diese Weise brach ein Gedankengut in die Gemeinde ein, das mit ihrer Berufung, Tempel Gottes zu sein, absolut nicht in Übereinstimmung zu bringen war. Die Kultur Korinths, in der die neubekehrten Christen lebten, war griechisch-römisch geprägt. Unter anderem war sie bestimmt von einem Streben nach Macht

und Einfluss. Die Menschen bedienten sich der zeitgenössischen Mittel, wie zum Beispiel der Redekunst (Rhetorik), um ihre Ziele durchzusetzen. Einige der Gemeindeglieder konnten der Versuchung nicht widerstehen und zettelten Parteien an, um sich auf diese Weise zu profilieren. Die Einheit der Gemeinde löste sich in die von Paulus angesprochenen Gruppierungen auf (1Kor. 1,12.13). Dabei ging es noch nicht einmal um biblisch-lehrmäßige Unterschiede. Die Spannungen innerhalb der Gemeinde waren vornehmlich sozial- bzw. umweltbedingt. Der Einfluss der korinthischen Gesellschaft auf die Christen war enorm.

Gleichzeitig richtet sich hier an uns eine Frage: Wie viele der heutigen Gemeindeprobleme sind die Folge von geistigen Einbrüchen aus der Welt um uns herum?

Weil die Spaltungen daher rührten, dass einige der Korinther in ihren Vorstellungen dem nicht folgten, wie Christus seine Gemeinde will und was in der Heiligen Schrift darüber offenbart ist, sondern sich weltlicher Mittel bedienten, also solcher, die sie in ihrer Umgebung vorfanden, ist in den ersten Kapiteln des ersten Korintherbriefes die Kritik an den Spaltungen innerhalb der Gemeinde mit dem Aufzeigen des Gegensatzes zwischen menschlicher Weisheit und göttlicher Weisheit verwoben.

Überhaupt geht es dem Apostel nicht um ein bloßes moralisierendes Abhandeln der in der korinthischen Gemeinde aufgetretenen Probleme. Vielmehr behandelt Paulus die Fragen grundsätzlich. Das heißt: Er beleuchtet die Missstände in der Gemeinde mit dem Blick

auf das Kreuz Christi. Aus dieser Perspektive zieht er dann die Konsequenzen: Darum lesen wir im Zusammenhang mit den Spaltungen die Aussage: „Denn das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen, die verlorengehen; uns aber, die wir errettet werden, ist es Gottes Kraft.“ (1Kor. 1,18).

Paulus sucht das Verhalten der Korinther zu ändern, indem er ihnen die Weisheit Gottes vor Augen führt. Er zeigt ihnen, dass im Blick auf Gemeinde und Gemeindebau menschliche Weisheit nichts als Torheit ist. Die Krise der korinthischen Gemeinde, ihre Spaltungen und die ethischen Missstände waren gerade die Folge des Einbruchs menschlicher Weisheit in die Gemeinde Gottes.

Eigentlich hätten die Christen in Korinth selbst merken müssen, dass man mit antiker Redekunst nicht Gemeinde bauen kann. Diesem Wahn, der aus menschlicher Weisheit herrührt, stellt der Apostel das *Wort vom Kreuz* entgegen: Dieses Wort ist Gottes Kraft für die, die errettet werden.

Es ist also kein Zufall, dass Paulus den Abschnitt, mit dem er die Sünde der Spaltungen in der Gemeinde behandelt, mit dem Hinweis auf das „*Wort vom Kreuz*“ beginnt (1Kor. 1,18).

Paulus spricht über dieses Problem sehr ausführlich (1Kor. 1,10 - 4,21). Nach der Einleitung, in der der Apostel seine Informationen über die Gemeindespaltungen anspricht (1Kor. 1,10-17), zeigt er den Gegensatz zwischen menschlicher und göttlicher Weisheit auf (1Kor. 1,19-25), und er ruft der Gemeinde in Erinnerung, dass Gott sie erwählt und berufen hat und sie in Christus alles empfangen hat. (1Kor. 1,26-31).

In Christus hat sie Anteil an der Weisheit Gottes, die für die Welt eine Torheit ist. Ihre gesamte Existenz als Gemeinde Christi fußt nicht auf der Weisheit dieser Welt, sondern auf dem, was dieser Welt Torheit ist. Darum muss Paulus sie beschämen, wenn er den Gemeindegliedern aufzeigt: Es ist menschliche Weisheit, derer ihr euch bedient und die Spaltungen innerhalb der Gemeinde herbeiführt.

Schließlich stellt er die rhetorische Frage: „*Wisst ihr nicht, dass ihr der Tempel Gottes seid?*“ Mit anderen Worten: Wisst ihr nicht, wer ihr seid? Wisst ihr nicht, warum ihr das seid?

Der Tempel Gottes - trotz allem

Die Spaltungen waren nicht das einzige Problem der Christen in Korinth. Paulus legt in seinem Brief seinen Finger auch auf weitere Missstände in der Gemeinde: Ein Mann verkehrte sexuell mit seiner Stiefmutter (1Kor. 5); die Christen verklagten sich gegenseitig vor weltlichen Gerichten (1Kor. 6); es gab Probleme beim Einnehmen des Abendmahls (1Kor. 11); und außerdem schlichen sich Leugner der Auferstehung Christi in die Gemeinde ein (1Kor. 15).

In vielen unserer heutigen Gemeinden hat sich eine stark romantisierende Vorstellung über die ersten Christen festgesetzt. Man geht davon aus, die Urchristen, die zeitlich noch so nahe an den im Neuen Testament beschriebenen Ereignissen lebten, seien uns geistlich weit voraus gewesen. Im Gegensatz zu dieser Vorstellung zeichnet der erste Korintherbrief ein sehr ernüchterndes Bild davon, wie die Christen in Korinth miteinander umgingen. Die geistliche und ethische Not in Korinth war groß!

Wenn man die rhetorische Frage („*Wisst ihr nicht, dass ihr der Tempel Gottes seid?*“) unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, so markiert sie ein großes Dennoch. Trotz aller Probleme und Missstände ist die Gemeinde noch immer der Tempel Gottes, und Paulus erinnert sie (wenn auch ermahnend) genau daran. Es scheint fast so, als wolle er die Korinther wachrütteln. Sie sollen selbst erkennen, wie sehr ihr Handeln dem widerspricht, wer sie in Christus sind. Er bezeichnet sie daher sehr ernst als „*fleischlich*“ (1Kor. 3,1-4). Im Anschluss daran (ab 1Kor. 3,5) veranschaulicht er anhand verschiedener Bilder, was die Gemeinde Gottes ist und was das für die Spaltungen heißt.

Das erste Bild beschreibt die Gemeinde als eine *Pflanzung Gottes* (1Kor. 3,6-8). Folglich ist alles Streben nach Macht und Einfluss sinnlos, denn die Gemeindefeiler sind lediglich die pflanzenden und begießenden Gärtner. Es ist Gott allein, der das Wachstum schenkt.

Das zweite Bild schildert die Gemeinde als *Gottes Bauwerk* (1Kor. 3,9-15). Das heißt: Die Leiter können lediglich auf dem Fundament bauen, das Christus bereits gelegt hat. Das Streben nach Einfluss, das natürlich sehr eng mit der Leiterschaft in der korinthischen Gemeinde verbunden war, rückt Paulus damit in ein Licht, in dem offenbar wird, wer wirklich Macht und Einfluss hat. Es ist Gott, der das Wachstum schenkt und der den Grundstein des Bauwerkes legt. Ohne das Handeln Gottes sind die Leiter zu nichts in der Lage.

Alle Überlegungen zu menschlichem Eifern um Macht müssen vor dieser Erkenntnis verblassen.

Den Höhepunkt der Bilder sowie der gesamten paulinischen Argumentation bildet die Identifizierung der Gemeinde mit dem *Tempel Gottes* (1Kor. 3,16.17). Indem Paulus im Anschluss daran (ab 1Kor. 3,18) die Gegensätzlichkeit zwischen menschlicher und göttlicher Weisheit als Thema erneut aufgreift, rundet er die Gedankenführung ab.

Halten wir fest: Der vom Geist Gottes inspirierte Apostel weist in diesem Abschnitt die Gemeinde darauf hin, dass Parteiungen und Spaltungen eine außerordentlich ernst zu nehmende Sünde sind. Zur Erläuterung stellt er die menschliche Weisheit der göttlichen Weisheit gegenüber und zeigt anhand einer Reihe von Bildern die wahrhaftigen Größenverhältnisse in der Gemeinde auf.

Hier aber, am Höhepunkt seiner Argumentation, erinnert Paulus die Christen daran, wer sie sind: der Tempel Gottes. Sie gehören Gott. Sie sind Gottes Eigentum.

Diesen Status haben sie in all ihrer Sündhaftigkeit nicht verloren. Der Geist Gottes wohnt in ihnen (1Kor. 3,16). So wie einst die Stiftshütte und der Tempel in Jerusalem Wohnorte des Geistes Gottes waren (2Mos. 25,8; 3Mos. 26,11; 4Mos. 5,3; 1Kön. 8,10f), ist es nun die Gemeinde.

Indem Paulus sie als den Tempel Gottes bezeichnet, dient der alttestamentliche Hintergrund als Folie. Einst erfüllte die Herrlichkeit Gottes den salomonischen Tempel, nun erfüllt die Herrlichkeit die Gemeinde in Korinth.

Mehr noch: Jetzt erfüllt sich die Verheißung, dass Gott selbst unter seinem

Volk wohnen will (3Mos. 26,11f; Hes. 37,27): „*Ich will unter ihnen wohnen und wandeln und will ihr Gott sein, und sie sollen mein Volk sein*“ (2Kor. 6,16).

Jesus, das Fundament des neutestamentlichen Tempels, versprach seinen Jüngern den Heiligen Geist, der in ihnen wohnen werde (Joh. 14,17; 14,23). Durch diesen Geist wird die Gemeinde zum Tempel Gottes. Der Geist Gottes zog nicht in die korinthische Gemeinde ein, weil sie der Tempel Gottes ist. Vielmehr verhält es sich umgekehrt: Die Gemeinde wurde zum Tempel Gottes, weil der Geist Gottes dort eingekehrt war. Das Wohnen des Geistes Gottes, von dem in 1Korinther 3,16 die Rede ist, erinnert an das „*Wohnen*“ der Herrlichkeit Gottes im Tempel: Trotz aller Probleme und Misstände ist und bleibt die korinthische Gemeinde der Wohnort der Herrlichkeit Gottes.

Paulus, Jesus und der Wohnort Gottes

Paulus, der bekanntlich eine pharisäische Ausbildung hatte, nach der der Jerusalemer Tempel das religiöse Zentrum war, bezeichnet hier eine christliche Gemeinde in einer heidnischen Stadt als Tempel Gottes. Wie ist das möglich, zumal zur Zeit der Abfassung des ersten Korintherbriefes (ca. 55 n.Chr.) der Jerusalemer Tempel noch nicht zerstört war und noch immer das geistige Zentrum des Judentums bildete? Woher empfängt Paulus seine neue Einsicht über den Wohnort Gottes? Wie kommt er dazu, nun etwas anderes als das Gebäude in Jerusalem als Ort zu bezeichnen, an dem sich die Herrlichkeit Gottes niederließ? Antwort: Gerade darin wird die Radikalität der Bekehrung des Sau-

lus von Tarsus offenbar. Darüber hinaus zeigt sich gerade darin, wie eng Paulus auf der Verkündigung Jesu aufbaute.

Bereits während der Zeit seines irdischen Wirkens hatte Jesus prophezeit, dass der Jerusalemer Tempel „*verwüstet*“ werde (Mt. 23,38). Sich selbst bezeichnete er als dem Jerusalemer Tempel überlegen (Mt. 12,6). Seine Auferstehung setzte er mit der Neuaufichtung des Tempels gleich (Joh. 2,19). Er verglich sich mit dem Grundstein („*Eckstein*“) von etwas Neuem (Mk. 12,10), und er versprach seinen Jüngern die Gegenwart des Heiligen Geistes (Joh. 14,17).

Dass Paulus die Christen in Korinth nun als *Tempel Gottes* bezeichnet, zeugt von einer Kontinuität zwischen der Lehre Jesu und seiner eigenen: Der Apostel wusste, dass der Jerusalemer Tempelkult, namentlich, wenn es darum ging, dort Opfer zu bringen, inzwischen außer Kraft gesetzt worden war. Ähnliches hatte bereits Stephanus zum Ausdruck gebracht. In seiner Verteidigungsrede, aufgrund derer er von den Juden gesteinigt wurde, hatte er erklärt: „*Doch der Höchste wohnt nicht in Tempeln, die mit Menschenhand gemacht sind...*“ (Apg. 7,48).

Kurzum: Was Paulus über den Tempel lehrte, steht in Kontinuität mit dem, was Jesus gelehrt hatte. Es macht vor allem drei Dinge deutlich: Jesus bewirkte im Leben des Paulus eine Veränderung, die seine bis dahin tiefsten Überzeugungen umkehrten; Paulus erfand das Christentum nicht neu (wie die liberale Theologie lange Zeit gelehrt hat), sondern seine Botschaft wurzelt in dem, was bereits Jesus verkündete; in und durch Jesus

ist die Verbindung Gottes mit seinem Volk so eng geworden, dass die Herrlichkeit Gottes nun in den Gläubigen wohnt.

Die Berufung in Christus als Grundlage zur Heiligung

Unzweifelhaft hat die Botschaft, nach der die Gemeinde Gottes der Wohnort Gottes ist, für uns heute enorme Bedeutung, nicht zuletzt für unsere Auffassung, was die Gemeinde/ Kirche anbelangt.

Indem der Apostel die Gemeinde als Tempel Gottes bezeichnet, geht es ihm jedoch keineswegs um eine interessante Theorie, sondern er zielt damit auf Veränderung unter den Christen in Korinth, auf Heiligung.

Dabei bildet die Grundlage neutestamentlicher Heiligung nicht eine mit dem erhobenen Zeigefinger gemachte Mahnung, sondern Paulus schreibt dies in der Erwartung, dass es der Geist Gottes ist, der die Veränderung bei den Christen herbeiführt: Die Gemeinde ist der Tempel Gottes, denn der Geist Gottes hat in ihr Wohnung genommen. Das Wirken dieses in der Gemeinde wohnenden Geistes ist der alleinige Grund für die Einheit der Gemeinde und dafür, dass die Spaltungen in ihr zu einem Ende kommen müssen.

Paulus weist darauf hin: „*Seid ihr nicht fleischlich und wandelt nach Menschenweise? Denn wenn einer sagt: Ich bin des Paulus, der andere aber: Ich des Apollos, seid ihr nicht fleischlich?*“ (1Kor. 3,3.4). Die Sünde der Korinther besteht in ihrem „fleischlichen“ Handeln. Dieses entspricht nicht ihrer Berufung. Genau dazu ruft der Apostel sie nun auf: Wer-

det das, was ihr bereits seid! Handelt entsprechend eurer Berufung!

Dazu passt die Aussage, die Paulus in einem anderen Zusammenhang etwas später macht: „*Oder wisst ihr nicht, dass euer Leib ein Tempel des Heiligen Geistes ist, den ihr von Gott empfangen habt, und dass ihr nicht euch selbst gehört? Denn ihr seid um einen Preis erkaufte worden. Verherrlicht nun Gott mit eurem Leib!*“ (1Kor. 6,19.20). Der Apostel betont hier die Unvereinbarkeit zwischen Christsein und dem Treiben von Hurerei. Warum ist das unvereinbar? Weil es nicht der Identität eines Christen entspricht, dessen Leib ein Tempel des Heiligen Geistes ist.

Die Grundlage für die Heiligung bzw. die Notwendigkeit für die Heiligung besteht darin, dass wir Wohnort Gottes sind. Gleichzeitig ist es der in der Gemeinde Gottes lebende Heilige Geist, der die Heiligung schafft. Er ist es, der die Veränderung eines *Wandelns nach Menschenweise* in ein der Berufung Gottes gemäÙes Verhalten bewirkt. Hier begegnet uns erneut die von Paulus aufgezeigte Gegensätzlichkeit zwischen menschlicher und göttlicher Weisheit, die sich vor allem im Licht des Evangeliums vom Kreuz Christi offenbart (1Kor. 1,18).

Die Gemeinde als Wohnort Gottes - Errungenschaft Christi und lebendige Hoffnung für uns

Gemeinde Christi ist nicht nur dort, wo Menschen ein scheinbar „heiliges“ oder makelloses Leben führen. Gemeinde Christi ist dort, wo der Geist Gottes Einzug gehalten hat und somit Menschen zum Tempel Gottes gemacht worden sind.

Diese Wahrheit wird kaum irgendwo greifbarer als in dem, was Paulus darüber verkündet, was und wo der Tempel Gottes jetzt ist. Gerade hier triumphiert die göttliche Weisheit über die menschliche. Die Gemeinde in Korinth war Tempel Gottes, auch wenn es in vieler Hinsicht für Menschen nicht so aussah. Dafür starb Christus, der Eckstein, am Kreuz. Darum werden die Korinther nicht dazu aufgerufen, aus sich selbst heraus Tempel zu sein, sondern ihre Berufung erfolgt aus dem Geist Gottes.

Alle Probleme, die Paulus im Brief behandelt, aber vor allem das Problem der Spaltungen, haben ihren Ursprung woanders als im Evangelium. Aber die

Lösung liegt im Kreuz: Das Leben, zu dem die korinthischen Christen berufen worden sind, ist ein Leben als Tempel des lebendigen Gottes. Weil die Gemeinde Wohnort der Herrlichkeit Gottes ist, darf sie glauben, hoffen und in Liebe leben.

Am Ende bleibt die Frage, wie viele Schwierigkeiten in unseren Gemeinden beseitigt wären, wenn wir das Leben führen würden, zu dem wir berufen sind. Und dennoch: Im Glauben haben wir es schon. Wir sind Tempel Gottes, auch wenn es manchmal nicht so aussieht: „*Wisst ihr nicht, dass ihr der Tempel Gottes seid und der Geist Gottes in euch wohnt?*“

**„...denn auch wir vergeben allen,
die an uns schuldig werden“ (Lukas 11,4)**

Ludwig Rühle

Da wir alle Sünder sind, bedeutet das auch, dass andere sich an uns versündigen. Das heißt: Wir sind potentielle Opfer für Sünder und Sünden. Wie sollen wir in Fällen reagieren, in denen sich Menschen an uns vergangen haben?

Viele, sicher auch einige unter uns, haben in ihrem Leben durch andere Menschen grausame Dinge erfahren, möglicherweise sogar durch sehr nahestehende Menschen: Lüge, Verhöhnung, Spott, Verleumdung, Vernachlässigung, Hass, Vergewaltigung, Misshandlung, Ehebruch ...

Damit wir nachvollziehen können, was

Vergebung heißt, damit wir diese Sache nicht einfach nur pauschal und mit Abstand betrachten, wollen wir uns einmal die Person vor Augen halten, die sich am meisten an uns versündigt hat. Es geht um die Person, die einem immer wieder zu schaffen macht, bei der es schwerfällt, zu vergeben. Lassen Sie uns im Blick auf diese Person das konkretisieren, was die Heilige Schrift über Vergebung lehrt!

Es gibt gemäß dem Wort Gottes nur zwei Möglichkeiten, wie wir auf das reagieren, wenn sich Menschen an uns versündigt haben: *Vergebung oder Ver-*

bitterung. Das ist schon einmal grundlegend. Wenn wir nicht vergeben, dann schneiden wir uns ins eigene Fleisch. Das gilt auch für die schlimmsten Sünden, die wir erfahren haben. Wenn wir sie nicht vergeben, dann bleibt uns auf die Dauer nur der Weg in die Verbitterung. Zum Beispiel wird der Schaden in persönlichen Beziehungen und bei Familien erst dann unheilbar, wenn zum eigentlichen Problem noch die Verbitterung oder die Verhärtung hinzukommt.

Was heißt überhaupt Vergeben? Ich denke, oftmals haben wir eine falsche Vorstellung von Vergebung, und darum fällt es uns schwer zu vergeben. Oder wir haben das Gefühl, dass wir noch nicht wirklich vergeben haben. Darum möchte ich zuerst klären, was Vergebung nicht ist.

1. Vergeben meint nicht, dass wir Sünde verharmlosen. Vergeben redet Sünde nicht klein im Sinn von: *Ist ja nicht so schlimm. Wir sind alle nur Menschen usw.* Sünde ist immer schlimm. Jesus musste dafür sterben!

2. Vergeben heißt nicht: warten auf eine Entschuldigung. Manche Menschen werden sich nie ändern. Sie werden nie Einsehen haben. Manche Menschen gehen, nachdem sie einem Leid zugefügt haben, einfach weg. Wir werden sie nie wieder sehen. Manche Menschen sterben, bevor auch nur der Hauch einer Einsicht über die an uns begangene Sünde eintritt. Aber das darf uns nicht davon abhalten, ihnen zu vergeben. „So viel an Euch liegt, haltet mit allen Menschen Frieden!“ (Röm. 12,18). Tu was du tun kannst, vergib deinen Schuldigern, bevor sie dich um Verzeihung bitten.

3. Vergebung bedeutet nicht, dass man die Verletzung und den zugefügten Schmerz nicht mehr spürt. Manche Sünden hinterlassen qualvolle Wunden. Vergebung bewahrt uns vor Verbitterung. Aber Vergebung macht die Verletzung und den Schmerz nicht ungeschehen. Gott kann schenken, dass die Pein nachlässt. Aber wir dürfen nicht denken, dass wir erst vergeben können oder erst zu vergeben haben, wenn es uns nicht mehr aufwühlt oder quält.

4. Vergebung ist kein einmaliges Geschehen. In manchen Fällen sündigt die jeweilige Person wieder und wieder an uns. Dann sind wir aufgerufen, wieder und wieder zu vergeben. Manchmal ist es aber auch so, dass man in gewissen Momenten an die vorgefallene Sünde erinnert wird und erneut Wut und Verbitterung hochkommen. Auch dann haben wir den Auftrag, erneut zu vergeben, gewissermaßen unsere Vergebung zu bestätigen.

Ein Beispiel dafür: Ein Mann hat seine Frau betrogen. Sie waren in der Seelsorge, sie haben darüber gesprochen, die Sache wurde vergeben, und es kam zu einem neuen Anfang. Und dennoch kommt es vor, dass all die Erinnerungen und die Verletzungen bei der Frau hochkommen, etwa wenn sie ihren Mann mit einer anderen Frau reden sieht. Dieser Mann hat damit nichts Falsches gemacht. Er hat sich lediglich unterhalten. Gleichwohl kommt das Leid bei der Frau hoch, und sie muss ihrem Mann erneut vergeben, damit sie nicht in Verbitterung gerät.

5. Vergebung heißt nicht, dass Sünde nicht in Ordnung gebracht werden muss. Man kann vergeben, und dennoch müssen die Folgen der Sünde abgetragen werden.

6. Vergebung ist nicht identisch mit Versöhnung. Vergebung bedeutet nicht, dass sofort alles wieder so ist, wie es vorher war. Zur Versöhnung braucht es zwei Seiten: eine Person, die vergibt, und eine Person, die um Vergebung bittet. Aber auch wenn es keine Versöhnung gibt, sind wir aufgerufen zu vergeben. Wir sollen den ersten Schritt zur Versöhnung gehen.

7. Vergebung heißt nicht, dass wir dem anderen gleich Vertrauen entgegenbringen. Vertrauen wird schnell zerstört, aber es wird nur sehr langsam aufgebaut. Vergebung und Versöhnung sind die ersten Schritte, um wieder vertrauen zu können. Aber Vergebung heißt nicht, schlagartig wieder zu vertrauen.

8. Vergebung heißt nicht unbedingt, die Sünde zu vergessen: *„Oh ich habe diese Sache immer noch nicht vergessen... ich habe sie immer noch nicht vergeben!“* Viele Dinge wird man nicht vergessen können. Möglicherweise kann man sie eine Zeitlang verdrängen, aber nicht vergessen. Wer hintergangen worden ist, wen man misshandelt, vergewaltigt, betrogen, belogen, verspottet hat, der kann das nicht vergessen.

Manche wenden hier Jeremia 31,34 ein: *„...ich will ihnen ihre Missetat vergeben und ihrer Sünde nimmermehr geden-*

ken.“ Diese Aussage meint nicht, dass Gott, der alles weiß, unsere Sünden entfallen sind. Was heißt es dann? Gott sagt uns hier zu, nicht auf der Basis dessen mit uns umzugehen, was wir getan haben, sondern auf der Basis dessen, was Christus für uns getan hat. Er sieht uns nicht als Sünder an, sondern als seine Kinder in dem Mittler des Neuen Bundes, Christus.

Das heißt Vergebung! Wenn wir einer Person vergeben, dann meint das, dass wir nicht auf der Basis mit ihr umgehen, was sie an uns getan hat, sondern auf der Basis dessen, was Christus für uns getan hat. Im Gleichnis vom unbarmherzigen Knecht macht Jesus das eindrücklich deutlich (Mt. 18,21-35).

Wir vergeben unseren Schuldigern, weil Christus unsere Schuld vergibt! Jesu Vergebung hängt nicht von unserer Leistung oder von unserer Vergebung ab. Aber seine Vergebung befähigt uns, ja treibt uns dazu an, anderen zu vergeben. Ja es ist sogar so, dass Gott in unserem Leben auch positiv durch die Sünden anderer wirkt. So kann die von anderen uns zugefügte Bosheit uns an die Sünde im eigenen Leben erinnern und dann hoffentlich auch an die Notwendigkeit unserem Nächsten zu vergeben.

„Seid allezeit bereit zur Verantwortung!“

Die Verteidigung des christlichen Glaubens im 21. Jahrhundert

Sacha Walicord

Wenn es bei den Christen, die die Heilige Schrift als das Wort Gottes ernst nehmen, im 21. Jahrhundert eine Unsicherheit gibt, dann ist es die Frage, wie man mit der Welt umgehen soll. Viele Fragen werden da aufgeworfen, wie etwa die folgende: Wie weit (oder überhaupt?) soll man sich der Welt anpassen? Eine andere Frage lautet, ob sich ein Christ in politischen Fragen äußern soll oder gar ein politisches Amt bekleiden darf oder ob man als Christ seine Kinder noch in öffentliche Schulen schicken kann/soll.

All dies sind berechtigte Fragen. Bei der Beantwortung dieser Fragen wird man allerdings oftmals den Eindruck nicht los, es wird nicht konsequent gedacht. So sieht man vielfach kein großes Problem darin, Kinder in eindeutig säkularen, weltlichen Schulen über Jahrzehnte bilden und prägen zu lassen. Auf der anderen Seite wird ein Christ, der sich darum bemüht, seine christlichen Überzeugungen auf politische Themen anzuwenden, oftmals schief angesehen. Gelegentlich wird ihm sogar als Einwand die Frage entgegengehalten: „*Was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsternis?*“ (2Kor. 6,14).

Die Frage bleibt, ob wir – abgesehen von Evangelisation – überhaupt mit der Welt umgehen sollen. In dieselbe Kerbe schlägt die Frage nach der biblischen Berechtigung, in Konfrontation mit der Welt unseren Glauben zu verteidigen. Sollen wir oder sollen wir nicht in einen

verbalen Schlagabtausch mit der Welt über die Wahrhaftigkeit unseres Glaubens treten?

„Seid allezeit bereit!“

Im ersten Petrusbrief 3,15 fordert der Apostel auf: „*Seid aber allezeit bereit zur Verantwortung gegenüber jedermann, der Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist, und zwar mit Sanftmut und Ehrerbietung.*“ Dies ist eine klare Aufforderung für uns, Gelegenheiten wahrzunehmen für den Glauben einzutreten.

Das griechische Wort, das hier mit Verantwortung übersetzt worden ist, meint genau genommen *Verteidigung* oder *Antwort* (griechisch: *apologia*).

Das heißt für unsere Themenstellung, dass wir uns weder aus einer Konfrontation zurückziehen sollen, noch dass wir verlegen das Thema wechseln sollen, wenn jemand unseren Glauben zu hinterfragen sucht. Vielmehr meint es, dass wir allezeit zur Verteidigung unseres Glaubens bereit sein sollen. Ein Fachausdruck für die Verteidigung unseres christlichen Glaubens lautet *Apologetik*. Dieses Wort ist aus dem erwähnten griechischen Wort *apologia* abgeleitet.

Wie soll nun aber gemäß der Heiligen Schrift der Glaube verteidigt werden?

Keine Neutralität!

Das Erste, was man unbedingt beachten muss, ist, dass der Nichtchrist nicht

neutral ist. Im ersten Kapitel des Römerbriefes lesen wir in Vers 18 Folgendes: *„Denn es wird geoffenbart Gottes Zorn vom Himmel her über alle Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen, die die Wahrheit durch Ungerechtigkeit aufhalten.“*

Dieser Vers leitet Gottes ausführliche Beschreibung des unbekehrten Menschen ein. Der Grund, warum Vers 18 für unsere Fragestellung so wichtig ist, ist, dass hier das Argumentationsverhalten des Nichtchristen beschrieben wird: Er *„hält die Wahrheit durch Ungerechtigkeit auf“*. Jeder, der schon einmal in eine Diskussion mit einem Kritiker des christlichen Glaubens verwickelt war, wird erfahren haben, dass dieser jedes Argument, das wir ihm vorbringen, umzudeuten versucht.

Christen benutzen in solchen Gesprächen sehr gerne naturwissenschaftliche Argumente, die aber bei Nichtchristen häufig nicht auf fruchtbaren Boden fallen. Oft hört man dann die Aufforderung, man solle doch einmal „ganz neutral“ sein. Mit „neutral“ meint der Nichtchrist aber nicht wirklich Neutralität, sondern er möchte, dass wir mit der Grundannahme eines Universums ohne Gott beginnen und uns dann zu Gott gleichsam „hinargumentieren“. Das hat jedoch mit Neutralität nichts zu tun, zumal dies ja *seine* weltanschauliche Grundannahme ist. Wenn wir uns auf diesen Vorschlag einlassen, haben wir uns bereits auf unbiblischen Boden begeben¹ und haben die Diskussion verloren.

Jedes Argument, das wir von nun an

vorbringen, wird er umdeuten, bestreiten oder abschmettern. Er wird für sich in Anspruch nehmen, wissenschaftlich zu sein, während er uns blindes und irrationales Folgen von Glaubenssätzen vorwirft. Er tut damit genau das, was in Römer 1,18 beschrieben wird, nämlich *„die Wahrheit mit Ungerechtigkeit aufhalten“*. Er hat uns gleich am Anfang in die „Neutralitätsfalle“ geführt, aus der man in einem solchen Gespräch nie mehr herauskommt.

Eine Argumentation für den christlichen Glauben kann man eben nicht mit der Grundannahme beginnen, es gebe keinen Gott, um sich dann gleichsam „nach oben zu argumentieren“. Während der Nichtchrist behauptet, er sei neutral, versucht er in Wirklichkeit, *die Wahrheit mit Ungerechtigkeit aufzuhalten*. Das heißt im Übrigen auch, dass er keineswegs so faktenorientiert ist, wie er es zu sein vorgibt.

Es muss an dieser Stelle sicher nicht ausgeführt werden, dass niemand in der Lage ist, wissenschaftlich zu beweisen, dass der Gott der Bibel nicht der wahre Gott ist. Anders gesagt: Der Nichtchrist gründet seine Überzeugung nicht auf Fakten, sondern auf *Glauben*. Es ist der Glaube, dass es keinen Gott gibt oder dass der Gott der Bibel nicht der wahre Gott ist. Wir können also an diesem Punkt festhalten, dass der Nichtchrist weder neutral noch wissenschaftlich argumentiert, sondern dass er ebenfalls aus seinem Glauben heraus „annimmt“ oder „hofft“, dass die Bibel nicht Gottes Wort ist.

1) Siehe etwa Spr. 1,7. Dort wird klar gelehrt, dass Weisheit und Erkenntnis abseits von der Furcht des Herrn unmöglich ist.

Wie neutral sind wir selbst?

Aber nicht nur die Nichtchristen, sondern auch wir Christen sind keineswegs neutral. Wir sollten auch gar nicht versuchen, neutral zu sein.

Wir wollen uns daran erinnern, dass das Christentum ein *Glaube*² ist. Unser Glaube aber kann nicht durch einen wissenschaftlichen Erkenntnisprozess gefunden werden, sondern er ist ein Geschenk Gottes: „*Denn aus Gnade seid ihr errettet durch den Glauben, und das nicht aus euch, Gottes Gabe ist es; nicht aus Werken, damit niemand sich rühme.*“ (Eph. 2,8.9).

Heißt das nun, dass wir Christen damit unwissenschaftlich oder sogar anti-wissenschaftlich sind oder sein sollen? Nein! Das Gegenteil ist der Fall! Wir sind pro-wissenschaftlich eingestellt.

Wenn ich eben zum Ausdruck gebracht habe, dass wir durch Glauben und nicht durch irgendwelche wissenschaftlichen Erkenntnisprozesse Christ werden, so heißt das keineswegs, dass wir Wissenschaft ablehnen. Die Heilige Schrift lehrt uns, dass jede Beobachtung in der Natur auf Gott hinweist. David ruft in Psalm 19 aus: „*Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes, und die Ausdehnung verkündigt das Werk seiner Hände.*“ Oder denken wir etwa an Römer 11,36: „*Denn von ihm und durch ihn und für ihn sind alle Dinge; ihm sei Ehre in Ewigkeit! Amen.*“

Die gesamte Schöpfung steht im Einklang mit dem Wort Gottes. Deshalb müsste die Wissenschaft, wenn sie redlich betrieben wird, zu genau diesem

Ergebnis kommen. Jedoch liegt genau in dem Wörtchen „redlich“ das Kernproblem. Der Nichtchrist betreibt Wissenschaft nicht redlich. Er betreibt sie nicht im Einklang mit dem Wort Gottes. Vielmehr nimmt er die Fakten und interpretiert sie um, bis sie im Einklang mit seiner eigenen - unchristlichen - Weltanschauung stehen.

Während wir die Fakten der Natur im Einklang mit dem Wort Gottes interpretieren, interpretiert der Nichtchrist diese Fakten entsprechend dem, was in Römer 1,18 geschildert ist: Er versucht mit aller Kraft *die Wahrheit durch Ungerechtigkeit aufzuhalten*. Genau aus diesem Grund werden wir bei dem Nichtchristen mit naturwissenschaftlichen Beweisen und Indizien normalerweise nichts ausrichten. Denn alle diese Fakten interpretiert er um.

Die Lehre der darwinistischen Evolutionstheorie ist ein enthüllendes Beispiel dafür, wie weit der nichtchristliche Wissenschaftler zu gehen bereit ist, um der biblischen Wahrheit eines Schöpfers zu entkommen, zumal es ja keinen einzigen Funken von Beweis für diese Lehre gibt.

Versuchen wir also nicht, den Nichtchristen mit naturwissenschaftlichen Beweisen oder Indizien zu überzeugen. Wenn wir nämlich das zu tun suchen, billigen wir ihm zu, über Gott zu entscheiden. Wir lassen ihn gleichsam darüber zu Gericht sitzen, ob der Gott der Bibel wirklich Gott ist oder nicht. Wie sein Urteil ausfallen wird, können wir unschwer aus Römer 1,18 entnehmen.

2) Hebr. 11,1: „*Es ist aber der Glaube eine feste Zuversicht in bezug auf das, was man erhofft, ein Überzeugtsein von Tatsachen die nicht sichtbar sind.*“

Wie sollen wir nun den Glauben verteidigen?

Machen wir uns dazu noch einmal das Folgende klar: Der Nichtchrist fordert „Neutralität“ oder „Wissenschaftlichkeit“ in der Diskussion, während er selbst in seiner ganzen Argumentation gegen die Wahrheit voreingenommen ist, sich aber gleichzeitig für „neutral“ oder „wissenschaftlich“ hält. Indem sein Bekenntnis entweder lautet: „Es gibt keinen Gott“ und/oder „Der Gott der Bibel ist nicht der wahre Gott“, ist er aber religiös oder gläubig.

In der Argumentation dürfen wir ihm nicht dahingehend auf den Leim gehen, dass wir ihm seinen Anspruch zubilligen, er sei wissenschaftlich orientiert, während er uns vorwirft, wir selbst folgten einem vagen, unwissenschaftlichen Glaubensdogma. Vielmehr gibt es keinerlei Spannung zwischen biblischem Glauben und echter Wissenschaft.

Das genau ist der springende Punkt in der Verteidigung des christlichen Glaubens: Wir müssen gegenüber dem Nichtchristen darauf bestehen, dass er eben *nicht* neutral oder wissenschaftlich denkt und argumentiert, sondern – wie man selbst es ebenfalls macht – aufgrund einer Glaubensbasis.

Der Unterschied zwischen dem christlichen Glauben und dem von dem Nichtchristen vertretenen antichristlichen³ Glauben besteht darin, dass der christliche Glaube Wahrheit ist, während sein Glaube Lüge ist. In einer Zeit, in der eine Uminterpretation des Wortes „Toleranz“ gleichsam als Schutzschild gegen den

biblisch-absoluten Wahrheitsanspruch verwendet wird, hört man sogar in christlichen Kreisen derartige Aussagen nicht mehr gerne. Aber halten wir fest: Aufgrund der uneingeschränkten Wahrheit der Heiligen Schrift muss jede andere Weltanschauung folgerichtig Lüge sein.

Es ist an sich gar nicht schwierig, den Kritiker des Christentums von seinem eigenen Glaubensdogma und seiner Unwissenschaftlichkeit zu überzeugen. Wenn er zum Beispiel eine Aussage über Gott oder über die Welt macht, wird er sich die Frage gefallen lassen müssen, woher er das denn alles wisse. Nehmen wir an, er antwortet, es gäbe keinen Gott. Auf unsere Frage, woher er diese Kenntnis habe, antwortet er vielleicht: „Das weiß doch jeder.“ Das ist eine tolle Antwort für Sie, denn Sie brauchen ihn dann einfach nur zu fragen: „Wenn es in der Tat jeder weiß, dann gibt es sicher eine jedermann einsichtige Erklärung dafür. Kannst Du sie mir geben?“ Vielleicht beruft er sich dann auf „wissenschaftliche Erkenntnisse“. Daraufhin können Sie natürlich nachfragen, und er dürfte mehr und mehr ins Schwitzen kommen, da es solche Erkenntnisse natürlich nicht gibt.

Aber selbst wenn unser Gesprächspartner seine „Hausaufgaben gemacht“ hat und anfängt, scheinbar naturwissenschaftliche Argumente und Fachausdrücke vorzubringen, graben Sie argumentativ nach seinen grundlegenden Glaubensdogmen. Fragen Sie ihn, wie er Wissenschaft betreibt oder wie er Wissenschaft definieren würde. Er wird

3) Röm. 1,18 lässt im Endeffekt die Bezeichnung „Nichtchrist“ als zu „neutral“ erscheinen. Vielmehr lehrt uns diese Aussage, dass der „Nichtchrist“ nicht neutral, sondern antichristlich (= dem Christentum gegenüber feindlich) eingestellt ist.

dann vermutlich einiges über Naturgesetze, Beobachtungen oder Erkenntnisprozesse von sich geben.

Die Schlüsselfrage, die wir ihm dann stellen sollten, lautet, woher er denn das alles weiß. Was ihm nämlich nicht bewusst ist, ist, dass er aufgrund seines Glaubens viele Dinge voraussetzt. Als Atheist ist sein fundamentalster Glaubenssatz zweifellos: Es gibt keinen Gott. Für diese These hat der Atheist aber keinerlei Grundlage, außer seinem Wunsch, der der Vater dieses Gedankens ist. Dieses aber entspricht genau der Aussage des Apostels in Römer 1,18.

Ein weiterer seiner Glaubenssätze ist höchstwahrscheinlich: Im Universum regiert eine verlässliche Ordnung und Regelmäßigkeit. Dieser Glaubenssatz ist zwar richtig, und man kann ohne diese Annahme keine Experimente oder Forschungen betreiben. Das Problem für unseren Kritiker ist jedoch, dass er auch für eine solche Behauptung keine Grundlage hat: Wer garantiert ihm, dass das so ist und falls es so ist, dass es so bleibt? Für den Atheisten gibt es kein verlässliches Universum mit verlässlichen Naturgesetzen, und genau darauf werden wir ihn festnageln. Er setzt solch ein verlässliches und vorhersehbares Universum einfach voraus, ohne dafür irgendwelche Grundlagen zu haben. Bitte bedenken wir, dass für ihn alles nur Zufall ist, und Zufall, wenn es ihn gäbe, kennt weder Sinn noch Regelmäßigkeit noch Vorhersehbarkeit, und deshalb fehlt die Grundlage für einen wissenschaftlichen Erkenntnisprozess.

Worauf ich hinaus will, ist Folgendes: Ei-

gentlich weiß der Atheist gar nichts. Alles, was er sieht und erlebt, ist für ihn das Produkt eines sinnlosen Zufalls, und ihm fehlt jegliche Festigkeit. Dennoch geht er in sein Labor und arbeitet dort mit gewissen, für ihn jedoch nicht herleitbaren Grundannahmen, wie Regelmäßigkeit, Wiederholbarkeit von Experimenten oder zuverlässige Naturgesetze. Diese Grundannahmen sind sein Glaube. Aber dafür hat er keine Grundlage.

Unsere Grundannahmen sind ebenfalls Glauben. Sie unterscheiden sich allerdings von denen des Atheisten darin, dass wir eine *Grundlage* für unseren Glauben haben, und diese Grundlage ist Gott, so wie er sich in seinem Wort geoffenbart hat: als unveränderlich und zuverlässig.⁴

Atheisten geben auch ständig zu ethischen Fragen Kommentare ab, obwohl Zufall, wenn es ihn denn gäbe, keine Ethik kennt. Wie sollte das auch möglich sein? Dem Zufall liegt eben keine Intelligenz und folglich auch kein Sinn zu Grunde.

Wir können also unschwer sehen, dass ein Atheist eigentlich gar nichts weiß, und trotzdem tut er so, als würde er wissen. Darin ist er inkonsequent und vermag nicht logisch zu argumentieren. Er versucht es aber trotzdem, indem er unsere biblischen Grundannahmen, wie etwa ein geordnetes, regelmäßiges Universum oder gewisse ethische Annahmen gleichsam vom Christentum *stiehlt* und dann versucht, diese argumentativ gegen den christlichen Glauben einzusetzen.

Kurzum: Der Atheist kann keine allgemeingültigen Aussagen machen, da

4) Siehe Ps. 33,11; Mal. 3,6; Hebr. 1,12; 13,8; Jak. 1,17.

ihm jegliche Grundlage dafür fehlt. Man kann auch sagen, dass er nichts wirklich weiß oder wissen kann.

In der Argumentation müssen wir ihm diese Mängel aufdecken und ihn argumentativ dazu bringen, im Einklang mit seinen atheistischen „Glaubensüberzeugungen“⁵ zu denken. Sie brauchen dafür so gut wie kein naturwissenschaftliches Hintergrundwissen, da es der Atheist zu naturwissenschaftlichen Argumenten gar nicht schafft. Er kann aufgrund seiner Weltanschauung nicht konsequent erklären, auf welcher Grundlage er denn Wissenschaft betreibt. Argumentativ baut er auf Treibsand.

Eines noch!

Ich habe eingangs 1Petrus 3,15 als biblische Grundlage für die Verteidigung des Glaubens angeführt. Am Ende dieses Verses gibt Petrus uns noch eine wichtige Wegweisung. Er ruft uns zu einer Einstellung auf, mit der wir den Glauben verteidigen sollen. Er schreibt, dass dies „mit Sanftmut und Ehrerbietung“ zu erfolgen habe. Wenn wir den oben entfalteten apologetischen Weg gehen, können wir im Prinzip jede Diskussion mit einem Nichtchristen „gewinnen“. Aber bitte vergessen wir niemals, dass es nicht um unser Gewinnen geht, sondern darum, dass wir den Nichtchristen gewinnen, und zwar für die Wahrheit.

Anmerkungen zu einer Veröffentlichung von R. Liebi:

Leben wir wirklich in der Endzeit?

Joachim Schmitsdorf

Im Folgenden geht es um das Buch von Roger Liebi, *Leben wir wirklich in der Endzeit? Mehr als 175 erfüllte Prophezeiungen*. Dübendorf (Schweiz) [Verlag Mitternachtsruf] 2012. Geb. 428 Seiten.

Bei der Besprechung dieses umfangreichen Buches steht man vor der Frage: Wie kann man dem Autor gerecht werden? Es ist unmöglich, im Einzelnen auszuführen, ob alle genannten Prophezeiungen sich jeweils so erfüllt haben, derzeit so erfüllen oder noch so erfüllen werden, wie der Autor sich das vorstellt. Das würde mindestens so viel Platz beanspruchen wie das Buch selbst.

Wir müssen uns daher auf folgende Punkte beschränken: Erstens fragen wir, mit welcher Hermeneutik (Auslegungsweise) Liebi an die Heilige Schrift herangeht, und zweitens wollen wir mit einigen Beispielen seine Arbeitsweise illustrieren.

1. Liebis Hermeneutik

1.1. Was meint Liebi mit „Endzeit“?

Fangen wir mit der Frage an, die der Buchtitel stellt: „Leben wir wirklich in der Endzeit?“ Dies dürfte vermutlich jeder Christ bejahen. Allerdings fragt sich:

5) Sprich: „Es gibt keinen Gott.“ und „Alles ist Zufall.“

Was meinen wir eigentlich mit dem Begriff „Endzeit“? Daher ist es zu begrüßen, dass Liebi in Punkt 2 der Einleitung definiert, wie er diesen Begriff versteht und verwendet (S. 17f). Es gehe dabei „im Gegensatz zu landläufigen Vorstellungen ... nicht um einen unmittelbar bevorstehenden ‚Weltuntergang‘“; vielmehr bezeichne der Begriff „die Zeitperiode, in welcher der Messias kommen soll, und zwar insbesondere, wenn er als ‚König der Könige‘ in Erscheinung treten wird, um hier auf Erden in Frieden und Gerechtigkeit zu regieren“ (S. 18).

Dass die Endzeit nicht dasselbe ist wie der Weltuntergang, dürfte jedem bibelkundigen Leser klar sein. Ob aber diese Vorstellung wirklich so „landläufig“ ist, geschweige denn, die einzige Alternative zu Liebis Auffassung? Er kennt durchaus die Position, dass die Endzeit „das Ende der langen Periode zwischen dem ersten und dem zweiten Kommen“ Christi ist, das heißt, die Zeit unmittelbar vor seiner Wiederkunft, auf die ein irdisches Tausendjahrreich folgen soll und erst danach der Weltuntergang (S. 18). Liebi kennt die Lehre, dass die Endzeit „bereits mit dem Kommen Christi vor 2000 Jahren begonnen“ hat (S. 18, Fußnote 5).¹ Er lehnt sie jedoch ab: „Wenn man dies so sagt, ... ist das nicht korrekt“ (ebd.). Warum? Lehrt Hebräer 1,1f nicht: „*Nachdem Gott ... ehemals*

zu den Vätern geredet hat durch die Propheten, hat er am Ende dieser Tage zu uns geredet durch den Sohn“? Liebi meint, das stünde seinen Thesen nicht entgegen: Mit „*diesem Ende der Tage*“ sei nicht gemeint, dass die Endzeit bereits zur Zeit des Neuen Testaments angebrochen sei, sondern es bezeichne den „Abschluss der langen alttestamentlichen Wartezeit auf den Erlöser“ (ebd.). Liebi erklärt: „In den meisten Fällen wird ... der Begriff ‚Endzeit‘ nicht für den Abschluss der alttestamentlichen Epoche verwendet, sondern für den Abschluss der langen Zeit zwischen dem ersten und dem zweiten Kommen des Messias...“ (ebd.). Hierauf werden wir später eingehen.

1.2. Legt das Alte Testament das Neue Testament aus oder umgekehrt?

Bereits an dieser Stelle wird deutlich, wie Liebi an die Heilige Schrift herangeht. Zum einen argumentiert er vorwiegend vom Alten Testament her und legt das Neue Testament im Lichte des Alten aus statt umgekehrt. Zum anderen setzt er die dispensationalistische Deutung der Heiligen Schrift als gegeben und richtig voraus.² Weiter nennt er eine Anzahl vorwiegend alttestamentlicher Bibelstellen, die (vermeintlich) seine Ansicht stützen (S. 17f). Er wägt sie nicht nach ihrer Stellung im biblischen Kanon ab.

1) Gemeint ist die klassische reformatorische Eschatologie, dass die Endzeit schon mit dem Kommen Christi begann und dass die Welt bei Jesu Wiederkunft ohne ein nachfolgendes, buchstäblich verstandenes Millennium ihr plötzliches Ende im Gericht finden wird. Unter 2.2. findet sich eine ausführlichere Begründung dieser Position, außerdem in dem Artikel „Wann beginnt die Endzeit“ unter <http://www.betanien.de/verlag/material/material.php?id=112> (leicht mit der Suchfunktion unter www.betanien.de mit dem Begriff „Endzeit“ aufzufinden).

2) Liebi erwartet die Entrückung der christlichen Gemeinde vor der so genannten Großen Drangsal und die nachfolgende Bekehrung Israels (S. 374ff), anschließend die Erfüllung der 70. Jahrwoche Daniels (S. 376) sowie zuletzt ein buchstäblich verstandenes, irdisches Millennium vor dem Jüngsten Tag und dem Ende der Welt (S. 18).

Im Lichte der fortschreitenden Offenbarung Gottes, die im Neuen Testament ihren Höhe- und Schlusspunkt erfahren hat (was ja gerade die ersten beiden Kapitel des Hebräerbriefs betonen!), muss man bereits hier das erste Fragezeichen setzen: Ist ein solcher Umgang mit dem Wort Gottes schriftgemäß?

Liebi geht nicht näher darauf ein, was neutestamentliche Schlüsselstellen zu den Begriffen „Endzeit“ oder „letzte Tage“ wie Hebräer 1,1.2, 2Timotheus 3,1 oder 1Johannes 2,18 in ihrem Kontext sowie im gesamtbiblischen Rahmen aussagen. Stattdessen fährt er fort, zahlreiche Bibelstellen losgelöst von ihrem Zusammenhang in sein Deutungsraster einzufügen und zu erklären, wie diese sich seiner Meinung nach erfüllt haben oder noch erfüllen werden.

2. Typische Beispiele für LiebIs Umgang mit der Heiligen Schrift

Wie schon gesagt besteht das größte Manko des Buches darin, dass neutestamentliche Lehrtexte zum betreffenden Thema fast völlig unbeachtet bleiben. Stattdessen bietet der Autor Auslegungen zahlreicher Texte aus dem Alten Testament, die haltlos sind.

2.1. Der Umgang des Verfassers mit dem Alten Testament

Wer hätte gedacht, dass sich die Prophezeiungen von Jesaja 13 und 14 in den zwei Golfkriegen der USA gegen den Irak und Saddam Hussein erfüllt haben sollen (S. 209ff)? Unter der Überschrift „Die Meder kommen“ (S. 238) behauptet Liebi: „Jesaja ... 13,1-5 bezieht sich auf den Golfkrieg von 1991“ (S. 239). Sogar Einzelheiten wie die genauen

Todesumstände Saddam Husseins und seiner Söhne will der Autor als konkrete Erfüllung alttestamentlicher Weissagungen erkannt haben (S. 254ff). Dabei sind diese biblischen Aussagen so allgemein gehalten, dass man sie, mit Verlaub, auf das Ende beinahe jedes Tyrannen beziehen könnte, wenn man den Kontext außen vor lässt. Bis in die jüngere Vergangenheit gingen Sieger mit Besiegten meist nicht gerade zimperlich um. Gerade der Zusammenhang der betreffenden Bibelstellen aber zeigt, dass diese Prophetien sich schon längst erfüllt haben, und zwar lange vor dem ersten Kommen Christi: beim Untergang des Babylonischen Weltreiches, wie bereits der Prophet Daniel deutlich macht.

Auch die „Liste mit 56 erfüllten Prophezeiungen“ (S. 270ff) erweist sich als unhaltbar, wenn man die angegebenen Stellen nachschlägt. Erneut deutet Liebi Aussagen, die sich nach ihrem Kontext eindeutig auf die Rückkehr aus dem Babylonischen Exil seit 539 v. Chr. beziehen, auf Ereignisse des 20. und 21. nachchristlichen Jahrhunderts. Um ein Beispiel zu nennen: Jeremia 51,46 spricht nicht von den Gerüchten im Jahre 1950, dass die Juden zunächst nicht den Irak verlassen könnten, dann aber letztlich doch, sondern der Vers lautet schlicht: *„Und dass euer Herz nicht zaghaft werde und ihr euch nicht fürchtet vor der Nachricht, die im Land vernommen wird! Denn in dem einen Jahr kommt diese Nachricht und in dem Jahr danach jene Nachricht. Und Gewalttat ist im Land, Herrscher folgt auf Herrscher.“* Mit anderen Worten: Gerüchte lauten mal so, mal so, und die Mächtigen kommen und gehen. Fürchtet euch nicht, sondern vertraut auf Gott den

Herrn! - Alles andere ist nicht Exegese (Auslegung), sondern Eisegese, das heißt: Man deutet in den Text eine ihm fremde Aussage hinein.

2.2. Der Umgang des Verfassers mit dem Neuen Testament

Wie das Alte Testament muss auch das Neue Testament bei Liebi als Quelle für Blütenlese erhalten. So behauptet der Autor, „dass die Ereignisse ab Matthäus 24,15ff. ... alle noch zukünftig sind“ (S. 373). Leider ist hier kein Raum für eine ausführliche Behandlung der Ölbergrede Jesu. Doch sei zumindest angemerkt, dass man bei gründlicher Exegese durchaus zum gegenteiligen Urteil kommen kann: Fast alle in dieser Endzeitrede Jesu genannten Ereignisse haben sich bis zur Zerstörung Jerusalems durch die Römer im Jahre 70 nach Christus erfüllt. Somit kann Jesu Wiederkunft jederzeit ohne weitere Vorzeichen erfolgen.³

Wie schon oben angesprochen, überzeugt auch Liebis Umgang mit Hebräer 1,1ff nicht. Seine Behauptung, der dortige Ausdruck „*an diesem Ende der Tage*“⁴ beschreibe lediglich den „Abschluss der langen alttestamentlichen Wartezeit auf den Erlöser“ (S. 18, Fußnote 5), wird der Gesamtaussage des Hebräerbrieves nicht gerecht. Liebi steht

mit seiner These auch im Widerspruch zum Gebrauch dieser und ähnlicher Worte im Neuen Testament. So übersetzen etwa Kapazitäten wie Menge⁵ oder Schlachter⁶ in Hebräer 1,2 folgendermaßen: „*hat er am Ende dieser Tage*“ (das heißt in dieser Endzeit) *zu uns geredet im Sohn*“ (Menge); „*hat er in diesen letzten Tagen zu uns geredet durch den Sohn*“ (Schlachter).⁷ Der Apostel will also, wie auch der Zusammenhang von Hebräer 1 und 2 zeigt, sagen: Früher sprach Gott durch die Propheten; jetzt aber, in den letzten Tagen (= in der Endzeit), hat Gott abschließend durch seinen Sohn geredet“. Die „*letzten Tage*“ sind oder die „*Endzeit*“ ist im Gegensatz zu Liebis These tatsächlich schon „*jetzt*“, das heißt bereits damals zur Zeit der Apostel!

Das sagen Bibelstellen wie Apostelgeschichte 2,14ff; 2Timotheus 3,1; Jakobus 5,3; 2Petrus 3,3. Petrus erklärt, dass sich die Prophetie Joels von der Ausgießung des Heiligen Geistes (Joel 3,1ff) an Pfingsten erfüllte (Apg 2,14ff). Er bezieht die Worte „*in den letzten Tagen*“ auf seine eigene Zeit. Paulus warnt in 2Timotheus 3,1 vor „*schlimmen Zeiten*“, die „*in den letzten Tagen*“ kommen werden, und diese stehen unmittelbar bevor, ermahnt Paulus doch seinen Zeitgenossen Timotheus selbst in V. 5:

-
- 3) Näheres dazu vergleiche zum Beispiel bei Ronald Senk, *Das Israel Gottes*. 3. Aufl. (Hamburg: Reformatorischer Verlag Beese, 2012), S. 176-179, sowie in der dort genannten Literatur.
 - 4) Mit dieser Eigenübersetzung verändert Liebi den Textsinn, indem er die Wortreihenfolge falsch wiedergibt. Richtig muss es heißen: „am Ende dieser Tage“ (siehe unten).
 - 5) Hermann Menge (1841-1939) war ein führender Altphilologe und Verfasser von noch heute maßgeblichen Lehrbüchern und Wörterbüchern für Latein und Griechisch.
 - 6) Franz Eugen Schlachter (1859-1911) hatte 1882 die Evangelische Predigerschule Basel absolviert, eine theologische Ausbildungsstätte mit Schwerpunkt auf den biblischen Sprachen, und war ein guter Kenner derselben.
 - 7) Hervorhebung jeweils JS, Kommentar in Klammern bei Menge im Original.

„von diesen [den in V. 1ff. genannten Irrlehrern!] wende dich weg!“ Jakobus wirft in seinem Brief, der vermutlich eine der frühesten neutestamentlichen Schriften ist, seinen Zeitgenossen vor: „Ihr habt Schätze gesammelt in den letzten Tagen!“ (Jak. 5,3, Schlachter 2000) oder: „Noch jetzt in der Endzeit habt ihr euch Schätze gesammelt!“ (Menge). Auch aus 1Johannes 2,18 – Liebi (S. 18) erwähnt den Vers nur, ohne weiter darauf einzugehen – wird klar, dass „die letzte Stunde“, das heißt die „Endzeit“, schon zu Lebzeiten des Apostels angebrochen und auch der Antichrist bereits gekommen war, der keine Einzelperson ist, sondern viele umfasst: „Kinder, es ist [!] die letzte Stunde! Und wie ihr gehört habt, dass der Antichrist kommt, so sind jetzt [!] viele Antichristen aufgetreten. Daran erkennen wir, dass es die letzte Stunde ist.“ Zu guter Letzt liefert auch Petrus in 2Petrus 3,3 keine Wegmarken für Endzeit-Fahrpläne (entgegen Liebi, S. 378ff), sondern warnt vor Gefahren durch Irrlehrer, die schon den ursprünglichen Empfängern seiner Briefe konkret

drohten – und nicht erst späteren Generationen in 2000 Jahren oder später.⁸

3. Abschließende Bewertung

Liebis Kernthese lautet: Wir befinden uns jetzt in der Endzeit. Dem stimmt der Rezensent zu, nicht jedoch dem, wie der Autor diesen Begriff inhaltlich füllt und wie der Autor prophetische Bibeltexte interpretiert. Die Argumentationsweise des Verfassers, die damit verknüpften dispensationalistischen Lehren und sein Umgang mit der Heiligen Schrift sind nicht biblisch fundiert. Der Verfasser argumentiert fast ausschließlich mit einer schier endlosen Blütenlese von aus dem Zusammenhang gerissenen alttestamentlichen Zitaten. Neutestamentliche Lehrtexte hingegen ignoriert er weitgehend oder versucht, ihnen seine vorgefertigte Lehrmeinung aufzuzwängen.

Summa summarum: Das Buch ist leider ein Lehrbeispiel dafür, wie man mit Gottes heiligem Wort *nicht* umgehen darf.

8) Auch Liebis Umgang mit dem Ausdruck „bewahren vor“ in Offb. 3,10 und Joh. 17,15 (S. 374, Fußnote 531+532) ist unangemessen. Gerade der vollständige Wortlaut von Joh. 17,15 zeigt, dass es hier nicht um eine Vorentrückung geht, wodurch die Gemeinde vor Versuchung und Verfolgung verschont würde, sondern darum, dass Gott die Gläubigen in einer solchen Situation bewahrt: „Ich bitte dich *nicht*, sie aus der Welt hinwegzunehmen [!], sondern sie vor dem Bösen zu behüten“ (Menge; Hervorhebung JS).

Das folgende Buch empfehlen wir Ihnen zu lesen:

Andreas Münch

Der wahre Gott der Bibel

Die Eigenschaften Gottes zu kennen – ja Gott selbst zu kennen und zu erkennen, das ist der zentrale Inhalt des christlichen Glaubens. Gott hat sich geoffenbart – in seinem Sohn Jesus Christus und in der Bibel. So können wir ihn kennenlernen, in rechter Weise an ihn glauben und durch einen solchen gesunden Glauben lebenspendende Gemeinschaft mit ihm haben.



Andreas Münch, Bibelschulabsolvent, Jahrgang 1984, hat Bibelunterricht über das Wesen Gottes gehalten und seinen ausführlichen

Unterrichtsstoff zu diesem umfassenden Studienbuch verarbeitet. Es widmet sich in 23 Kapiteln den mannigfaltigen Eigenschaften Gottes und stellt sie uns anhand der Bibel vor, angereichert mit vielen Zitaten bekannter Autoren wie M. Henry, M. Lloyd-Jones, J.I. Packer, A.W. Tozer und A.W. Pink. Einen Schwerpunkt bilden das Heilshandeln Gottes und seine Souveränität. Diese Perspektive verleiht diesem Buch eine reformatorische Prägung: Allein Gott sei die Ehre!

Das Buch vermittelt aber nicht allein Bibelkenntnis und Wissen über Gott, sondern stellt die Lehrerkenntnis immer in den Zusammenhang unserer Herzeshaltung und unseres praktischen Lebens und nicht

zuletzt unseres Gemeindelebens. Hier nimmt es auch notwendige Korrekturen zu den wenig gottesfürchtigen Denkweisen und wenig ehrfürchtigen Gottesdiensten vor, die sich in den letzten Jahrzehnten unter Christen ausgebreitet haben. Die praktischen Konsequenzen dessen, dass wir es mit einem heiligen, gerechten und auch zornigen Gott zu tun haben, werden deutlich aufgezeigt; und auch immer noch wenig populäre Aspekte seiner Liebe, wie die Erwählung, in der er als Retter und als Richter handelt, werden verdeutlicht. Der Grundton ist dabei stets darauf gerichtet, den Gläubigen Trost und Auferbauung durch die biblische Erkenntnis des wahren Gottes durch Jesus Christus zu vermitteln.

Am Ende der Kapitel finden sich Kernverse zum Auswendiglernen und Fragen zur Vertiefung und Reflexion. Dieses Buch ist nicht nur als persönliche Lektüre geeignet, sondern auch sehr gut als Studienmaterial für den Bibelunterricht, als Gesprächsgrundlage für Hauskreise usw.

Hans Werner Deppe

Andreas Münch: *Der wahre Gott der Bibel. Ein Studienbuch über Gottes Wesen und Werke.* Paperback, ca. 280 Seiten, Betanien Verlag, Dezember 2012, ISBN 978-3-935558-46-4, Einführungspreis: 10,90 € bis 31.3.2013, danach 12,90 €.

Bestelladresse: Betanien Verlag · Imkerweg 38 · 32832 Augustdorf Tel. (05237) 89 90-90 · Fax -91 · Onlineshop www.cbuch.de · E-Mail info@betanien.de.

(Nach Information des Verlages steht das Buch ab 17. Dezember 2012 zur Verfügung.)

Neues von der Akademie für Reformatorische Theologie

Jürgen-Burkhard Klautke

Wenn die Menschen seit der Epoche der Aufklärung den Perspektiven gefolgt wären, die der Religionskritik eines Karl Marx und eines Sigmund Freud zugrunde lagen, dann wäre inzwischen die Frage nach dem Sinn und der Bedeutung von Religion erledigt und damit auch die Theologie überflüssig.

Diese Atheisten standen auf dem Boden der Aufklärung. Ihnen gemeinsam war die These, jede Religion, nicht zuletzt der christliche Glaube, sei Ausdruck der Selbstentfremdung des Menschen. Menschen, die noch irgendeiner Religion anhängen würden, würden damit lediglich zeigen, dass sie noch nicht selbst die Verfügungsmacht über die Bedingungen ihrer sozialen, psychisch-mental und kulturellen Existenz errungen haben. Diese Religionskritiker stimmten darin überein, dass Religion nicht zum Menschen als Menschen gehöre, sondern dass in und durch die Religion der Mensch sich selbst entfremdet sei. Für Karl Marx war Religion Ausdruck und Produkt menschlicher Selbstentfremdung und der Protest dagegen; Friedrich Nietzsche hielt sie für die Rache der Ohnmächtigen an der Wirklichkeit, die sie in der Ohnmacht ihres Willens nicht ertragen können; Sigmund Freud sah in der Religion eine kollektive Zwangsneurose - und so weiter.

Aber bekanntlich haben sich die Prognosen vom Verschwinden der Religion nicht erfüllt. Mehr noch: Derartige Gedankengänge scheinen uns gegenwärtig

kaum noch wirklich zu betreffen.

Vieles in der Gegenwart weist eher auf die gegenteilige Entwicklung hin. Wir konstatieren dankbar, dass die Zahl der Christen in nicht wenigen Gegenden der Welt zunimmt, zum Beispiel in Fernost. Wir nehmen aber auch mit Besorgnis den stetig zunehmenden, aggressiven Einfluss des Islam oder des Hinduismus zur Kenntnis.

Was aber macht in dieser Situation hier in Mitteleuropa die Universitätstheologie?

Tatsächlich ist sie schon längst nicht mehr durch Gott-ist-tot-Theologien bestimmt und auch nicht mehr durch Befreiungsideologien, deren Kategorien dem Marxismus entlehnt waren.

Heute konzentriert die Universitätstheologie sich weitgehend auf andere Themen. Es geht vorwiegend um das Miteinander der Religionen. Faktisch führt das zu einem großen Mischmasch verschiedenster Strömungen. Die Wahrheitsfrage wird gar nicht mehr gestellt. Stattdessen formuliert man die Problemstellung folgendermaßen: Wozu gibt es überhaupt Religion? Wofür lässt sich das Christentum noch verwenden?

Das etwa ist die Frage, die bereits vor einigen Jahren der Tübinger Kulturphilosoph Hermann Lübbe in seinem Buch *Religion nach der Aufklärung* stellte. Seine Antwort lautet: Religion ist für das menschliche Dasein unverzichtbar. Denn sie erfüllt eine Funktion, die nur sie

erfüllen kann: Sie hilft dazu, das Leben zu meistern. Lübbe spricht in diesem Zusammenhang von „Kontingenzbewältigung“. Er meint damit: Angesichts der Zerrissenheiten und Unverfügbarkeiten, die den Menschen treffen können, dient Religion ihm dazu, dass er sein Leben überhaupt ertragen kann.

Das gelte auch für die Gesellschaft insgesamt: Wenn zum Beispiel ein Volk von einer Naturkatastrophe oder von einem Flugzeugunglück, bei dem mit einem Schlag hunderte von Menschen umkommen, getroffen wird, erscheine es unverzichtbar, dass die zivile Gesellschaft auf eine Religion zurückgreifen kann. Bei solchen Gelegenheiten werde dann in der Regel ein Gottesdienst im Fernsehen übertragen, bei der die Politiker in der ersten Reihe sitzen. Auf diese Weise, also mit Hilfe von Religion, so Lübbe, würden solche „Schicksalsschläge“ in der Gesellschaft bewältigt.

Statt die Wahrheitsfrage zu stellen, geht es nur noch um Nützlichkeit. Es scheint nur noch die psychologische oder soziologische Funktionalität des Phänomens Religion interessant zu sein.

Die *Akademie für Reformatorische Theologie* hat es bis zum heutigen Tag abgelehnt, sich auch nur auf solche Fragestellung einzulassen. Stattdessen bestand und besteht sie darauf, auf der Grundlage der Heiligen Schrift als der unfehlbaren, irrtumslosen Offenbarung Gottes Theologie zu lehren. Das heißt auch: sich durch die Bibel nicht nur die Antworten, sondern auch die Frage- und Themenstellungen vorgeben zu lassen.

In aller wünschenswerten Deutlichkeit kam dies erneut bei der diesjährigen Er-

öffnungsfeier zum Ausdruck. Mit großer Dankbarkeit denken wir an den Gottesdienst, in dessen Zentrum die Wortverkündigung stand, die dieses Mal der Vorsitzende des Stiftungsrates, Carsten Linke, hielt.

Zu Beginn der anschließenden Akademischen Festveranstaltung informierte der Studienleiter der ART, Dr. Jürgen-Burkhard Klautke, über die Ereignisse im zurückliegenden Studienjahr, über die zum Teil auch schon in dieser Zeitschrift berichtet wurden. Angesichts der Turbulenzen, die die ART zwischenzeitlich erfasst hatten, stieß dieser Bericht naturgemäß auf lebhaftes Interesse.

Den Höhepunkt des Tages bildete der Festvortrag, für den diesmal Pastor Drs. Michael Meuleman gewonnen werden konnte und der unter dem Titel stand: „*Die Not und die Hoffnung der Kirche Jesu Christi*“. Wir wollen an dieser Stelle darauf verzichten, die Gedankenführung seiner Darlegungen nachzuzeichnen, denn es ist daran gedacht, den vollen Wortlaut des Vortrags in einer späteren Nummer der BEKENNENDEN KIRCHE zu veröffentlichen.

Studenten, Verantwortliche und die zahlreich anwesenden Freunde und Förderer der ART können mit Dankbarkeit auf die Eröffnungsfeier zurückblicken, die das 13. Studienjahr an der ART würdig eingeläutet hat.

Wir möchten Sie herzlich bitten, die Arbeit der *Akademie für Reformatorische Theologie* durch Ihre Gebete und Gaben weiter zu unterstützen.

Akademie für Reformatorische Theologie

Sekretariat: Marion Kamm

Rotermundstraße 27, 30165 Hannover

Telefon: 0511- 64 68 98 30

E-Mail: art@reformatio.de · Homepage: www.reformatio.de

Konto für Deutschland:

Akademie für Reformatorische Theologie

Volksbank Mittelhessen eG

18 314 100, BLZ: 513 900 00

BIC-Code: VBMHDE5F ·

IBAN: DE68 5139 0000 0018 3141 00

Konto für die Schweiz:

Akademie für Reformatorische Theologie

Raiffeisenbank CH-Schaffhausen,

Konto-Nr: IBAN:

CH54 8134 4000 0081 20623

Bankenclearing: 81344,

SWIFT-Code: RAIFCH 22

Veranstaltungen in den Bekennenden Gemeinden:

Herzliche Einladung zur Osterfreizeit der Bekennenden Evangelischen Gemeinden 2013

Liebe Eltern, liebe Jugendliche und Kinder,

auch im kommenden Frühjahr findet die Osterfreizeit für Jugendliche und Kinder ab 8 Jahren wieder in Hatten-Sandkrug bei Oldenburg statt, und zwar vom **25.3. bis 30.3. 2013.**

Bitte melden Sie sich/meldet Euch möglichst per E-Mail bis zum 31.01.2012 an. Bitte geben Sie/gebt dabei Alter, Adresse und Telefonnummer an.

Die Kosten belaufen sich bei Jugendlichen bis 12 Jahren auf € 100,-, von 13 bis 17 Jahre auf € 115 und ab 18 Jahre auf € 140.

Es wird wieder ein Geschwisterrabatt von € 15,- Euro für das erste und € 20,- für jedes weitere Geschwisterkind gewährt.

Auf der Seite www.beg-os.de sind demnächst weitere Informationen zur Freizeit zu finden.

Für die Freizeiten verantwortlich ist Ludwig Rühle, Pastor der Bekennenden Evangelischen Gemeinde Osnabrück.

Anmeldungen und weitere Fragen richten Sie bitte an ihn:

Pastor Ludwig Rühle, Vaterlandsweg 32, D - 49086 Osnabrück

Telefon: 0541/75099786; E-Mail: ludwigruehle@beg-os.de

Für Neubestellung(en), Änderungswünsche usw. schneiden Sie bitte den Coupon aus und senden ihn an:

Verein für Reformatorische Publizistik e. V.

Hainstraße 117, D-35216 Biedenkopf

Tel.: 0 64 61 75 87 19; Fax: 0 32 12 100 14 83

Bankverbindung: Volksbank-Mittelhessen eG, Konto: 637 505, BLZ: 513 900 00

Oder nehmen Sie bitte per E-mail mit uns Kontakt auf:

vrp-bekennende-kirche@web.de

Ich möchte die Zeitschrift BEKENNENDE KIRCHE erhalten:

- als E-mail-Anhang (*pdf*-Datei)
- in gedruckter Form (per Post)
- Ich möchte die Zeitschrift BEKENNENDE KIRCHE nicht länger erhalten und bestelle sie ab.
- Ich erteile dem *Verein für Reformatorische Publizistik* für die Zeitschrift BEKENNENDE KIRCHE eine Einzugsermächtigung, die ich jederzeit widerrufen kann. Buchen Sie bitte den Betrag von _____ Euro
- monatlich / vierteljährlich / halbjährlich von meinem Konto ab:

Geldinstitut: _____

Konto-Nr.: _____ BLZ: _____

Name: _____

Straße: _____ Ort: _____

Telefon: _____ E-Mail: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Einmalige Zuwendungen (Spenden) für die Zeitschrift BEKENNENDE KIRCHE können Sie mit diesem Überweisungsträger bequem erledigen. Am Anfang eines neuen Jahres erhalten Sie von uns unaufgefordert eine Zuwendungsbescheinigung. Dafür benötigen wir Ihre vollständige Adresse. Bitte tragen Sie diese in dem Überweisungsträger ein.
Vielen Dank!

Überweisung/Zahlschein



(Bankleitzahl)

(Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts)

Begünstigter (max. 27 Stellen)

Verein für Reformatorische Publizistik

Konto-Nr. des Begünstigten

637 505

Bankleitzahl
513 900 00

EUR

Betrag: Euro, Cent

Verwendungszweck: max. 27 Stellen

Zuwendung für BEKENNENDE KIRCHE

PLZ und Straße des Spenders: (max. 27 Stellen)

Kontoinhaber / Einzahler: Name, Ort (max. 27 Stellen)

Konto-Nr. des Kontoinhabers

19

SPENDE

Konto-Nr. des Auftraggebers

Beleg/Quittung für den Kontoinhaber

Empfänger
Verein für Reformatorische Publizistik
(BEKENNENDE KIRCHE)

Konto-Nr.
637 505
BLZ
513 900 00

bei
Volksbank
Mittelhessen

EURO

Verwendungszweck

Zuwendung für BEKENNENDE KIRCHE

Auftraggeber/Einzahler

Quittung bei Barzahlung

Datum

Unterschrift

